Ausserberg und sein Wasser

Othmar Kämpfen
CH - 3911 Ried - Brig
Tel. 027 923 33 21

Zusammengestellt
von Felix Schmid
und seinen Schülern
im Winter 1960 — 61

Ausserberg und sein Wasser

Zweite, erweiterte Auflage:
Frühjahr 1981

Zur zweiten Auflage

Zu Beginn der sechziger Jahre begann sich die Hochkonjunktur bis ins hinterste Bergdorf bemerkbar zu machen und hatte als erste Auswirkung die Vernachlässigung der Berglandwirtschaft zur Folge.

Damals, im Winter 1960/61, verfasste ich mit meinen Schülern das Schriftchen «Ausserberg und sein Wasser». Seither sind 20 Jahre vergangen; wir haben weiter ansteigende Konjunktur und Rezession erlebt; ich bin längst vom Bergdorf hinunter ins Tal gezogen, und aus meinen damaligen Schüler sind achtbare Bürger und Berufsleute geworden.

Mein Ziel war damals, das Interesse am Althergebrachten, Achtung vor Einsatz und Opfer der Ahnen zu wekken. Mit Freude kann ich heute feststellen, dass in den letzten Jahren manches unternommen wurde, Altes zu erhalten und auszubessern, und ich wage zu glauben, als ehemaliger Lehrer auch dazu beigetragen zu haben.

Das Schriftchen «Ausserberg und sein Wasser» ist inzwischen vergriffen, und ich möchte hiermit eine zweite und erweiterte Auflage ausschicken. Vor 600 Jahren, im Jahre 1381, ist das Niwwärch erstmals urkundlich belegt. Sicher ein passender Zeitpunkt, dieses Schriftchen in neuem Kleid und etwas grösserer Aufmachung wieder herauskommen zu lassen.

Danken möchte ich Jakob Lauri, Bern, einem grossen Freund von Ausserberg, der mir einige Bilder überlassen hat, danken aber auch meinem Mitbürger Albert Heynen, von dem alle Farbaufnahmen gemacht wurden.

Visp, im Frühjahr 1981

Felix Schmid

Zu beziehen bei:
Felix Schmid
Balfrinstrasse 16
3930 Visp
oder im Buchhandel

Zur Einführung

Ausserberg und sein Wasser! Zwei Begriffe, die man nicht voneinander trennen kann; denn so lange Ausserberg bewohnt ist, so alt ist auch seine Sorge um das Wasser. Einen kleinen Begriff hievon wollen uns die nachfolgenden Seiten vermitteln.

Hochkonjunktur und Fortschritt, Arbeitsmöglichkeiten in Hülle und Fülle lassen uns mehr und mehr vergessen, wieviel Sorge und Arbeit, Opfer und Gefahr es gekostet, die Heiligen Wasser zu erstellen und zu erhalten. Immer mehr wollen Schollentreue und Bodenverbundenheit verlorengehen.

In den Kindern etwas vom Geiste ihrer Ahnen zu wecken, haben wir im vergangenen Winter einige Aufsätze über das Thema geschrieben: Ausserberg und sein Wasser. Es geht uns weniger darum, alle geschichtlichen Daten und Ereignisse zu erfassen, als vielmehr darum, in der heutigen schnellebigen Generation vor den Leistungen unserer Väter, ihrer Liebe und Schollentreue Achtung und Ehrfurcht zu wecken.

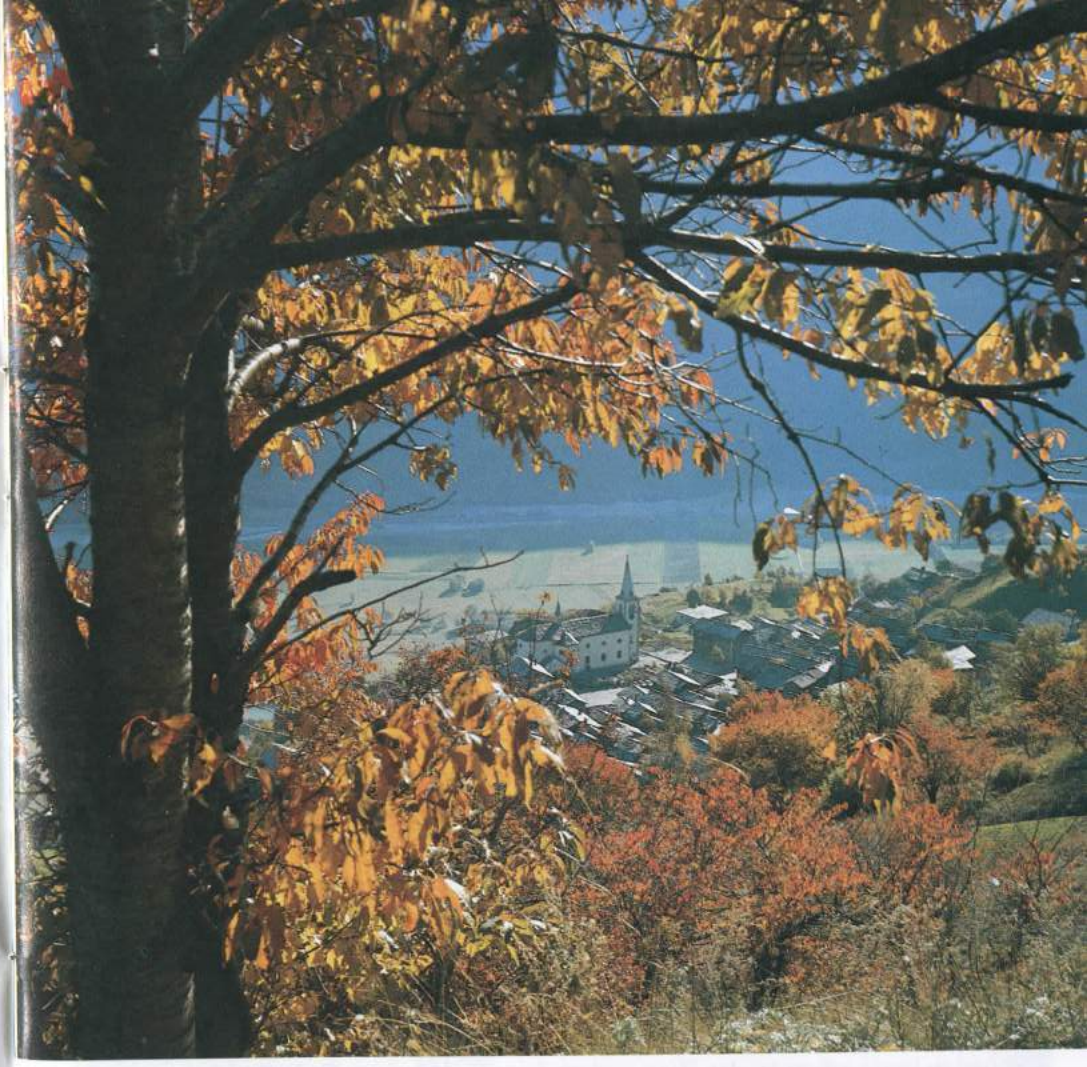
Als Quellen dienten uns: Das Gemeindearchiv von Ausserberg, die Aufzeichnungen von Hochw. Pfarrer Stefan Schmid in den Blättern des Geschichtsforschenden Vereins des Oberwallis, sowie die Schrift «An den sonnigen Halden des Lötschberg» von Stebler, der auch einige Bilder entnommen wurden. Die übrigen Bilder wurden von unserm Mitbürger Heynen Albert in verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Ausserberg am Lötschberg

Ausserberg nimmt den Hang zwischen Baltschieder- und Bietschtal ein. Seine Gemarkungen beginnen unten im Tal am Rotten und reichen bis zur Spitze des Wiewannihorns. AmFusse des Gemeindebezirks hegt der Ausserberger mit viel Liebe die Weinrebe, an der obern Grenze liegt ewiger Schnee. Dazwischen finden wir saftige Wiesen, Roggenäcker, Wald und Weide und darüber die beiden Alpen Raaft und Leiggern. Steil und steinig ist sein Boden, trocken und windig das Klima.

Früher hiess es Bischofsberg, weil es unter der Herrschaft des Bischofs und nicht der Herren von Raron oder Gesteln stand. Am Bischofsberg bestanden fünf selbständige Gemeinden: Hohbiel, Hohtenn, Gründen, Leukron (später Leiggern) und Raaft, die sich um 1440 die ersten Satzungen der Gemeinde Ausserberg gaben. Um 1300 gründeten die Siedler aus Raron und St. German unter der Obhut der Herren von Raron (die letztern versprachen den Siedlern dafür weitgehende Freiheiten) die beiden selbständigen Flecken Leukron und Raaft. Ob sie diese Freiheiten immer bewahren konnten, sagt uns die Geschichte nicht.
Allmählich schlossen sich die einzelnen Dörfer, mit Ausnahme von Gründen, zu einer einzigen Gemeinde am Hohbiel zusammen. Den Hauptgrund dieses Zusammenschlusses bildete das furchtbare Wüten der Pest um 1560, wodurch der Berg zum grossen Teil entvölkert wurde. Gründen kam erst 1923 zu Ausserberg.
Kirchlich gehörte Ausserberg zur Pfarrei Raron; Gründen bis zu seiner Verschmelzung zu Visp. Erst 1815 erhielten die Weiler Grosstrog, Fischerbiel, Distern, Biegstatt und Baumgarterhaus einen eigenen gemeinsamen Rektor und 1818 ein Rektorat. 1857 baute sich Ausserberg eine eigene Pfarrkirche, zu deren Bau der Sand grösstenteils mit unsäglicher Mühe vom Rotten heraufgetragen wurde. 1867 wurde es selbständige Pfarrei.

Dieser Berg bevölkerte sich von Raron, St. German und Baltschieder aus. Er wird heute noch von mehreren uralten Geschlechtern bewohnt.
Die bedeutendsten Familiennamen sind heute: Heynen, Imboden, Kämpfen, Leiggener, Schmid, Theler und Treyer. Schon um 1290 wanderte eine Familie Heynen nach dem Walsertal aus. Ein Weiler trägt noch heute den Namen «Henigobiel», weil sich wohl einer der ersten Heynen daselbst niedergelassen hat. Die Leiggener stammen von der damaligen Gemeinde Leiggern. Um 1517 war ein Leiggener Laurent Mayor von Raron und um 1552 ein Petrus Theler. Die Theler galten von jeher als unternehmungslustig und sind heute buchstäblich auf der ganzen Welt zerstreut.
Die erste Familie Schmid kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts vom «Eich» in Raron; eine zweite Einwanderung erfolgte um 1780 aus dem Goms. Die Familie der Schmid hat sich rasch ausgebreitet und zählt heute mehr als einen Drittel der Bevölkerung.
Ausserberg zählt heute an die 700 Einwohner. Diese Zahl hat sich in den letzten hundert Jahren beinahe verdoppelt, trotzdem sich nur in den letzten 30 Jahren über 300 Personen dauernd auswärts niedergelassen haben. Während man vor fünfzig Jahren noch ausschliesslich von der Landwirtschaft lebte, ist heute auch der Ausserberger zum Arbeiter-Bauern geworden. Immer mehr gewinnt der Grundsatz: «Handwerk hat goldenen Boden» an Bedeutung.
Aus den Hirten sind Handwerker und Fabrikarbeiter geworden; aus der en-



gen Dorfgasse eine fahrbare Verbindungsstrasse zwischen den einzelnen Weilern und bis hinauf auf die Alpen.
Die Gemeinde hat 1939 eine neue Trinkwasserversorgung geschaffen und 1947 wurde die Kirche vergrössert und wieder in ein jugendfrisches Kleid gehüllt.
Bedeutenden Aufschwung verspricht sich die Gemeinde von der geplanten Strassenverbindung mit dem Tale und der kommenden Güterzusammenlegung.
Ausserberg bringt es fertig, alte Trachten, alte Gebräuche und alte Sitten friedlich mit neuen, schmucken Häusern, mit Aufgeschlossenheit und Fortschritt zu verbinden. Altmodisches und Neues leben friedlich nebeneinander.

Von den «heiligen Wassern»

Das Wallis hat ein trockenes Klima, eine Tatsache, die überall bekannt ist. Nirgends in der Schweiz scheint die Sonne so heiss wie im Wallis und Tessin; nirgends fällt der Regen so spärlich wie im Wallis; und nirgends ist der Wind, der älteste Walliserburger, so oft zu Gast wie im Wallis. Und wo brennt die Sonne stärker, wo bläst der Wind öfter und heftiger und verjagt die wenigen Regenwolken als gerade an den steinigen Sonnenbergen zwischen Brig und Leuk! Wenn ein mutiges Pflänzlein die brennende Sonne noch nicht zu töten vermag, dann trocknet ihm der Wind das letzte Restchen Lebenssaft und -kraft.

Das Wallis wäre eine Wüste, hätten nicht Menschengeist und Heimatliebe Mittel und Wege gesucht und gefunden, auch diese steinigen Halden in fruchtbaren Boden zu verwandeln. In unsäglicher Mühe und Arbeit hat der Walliser es fertig gebracht, das Wasser aus Tälern und Gräben herzuleiten, und keine Felswand, kein Steinschlag hat ihn daran hindern können. Wo die Felsen zu schroff und zu steil waren, da hat er ausgehöhlte Baumstämme in Holzkrapfen gehängt, oft unter Einsatz seines Lebens.

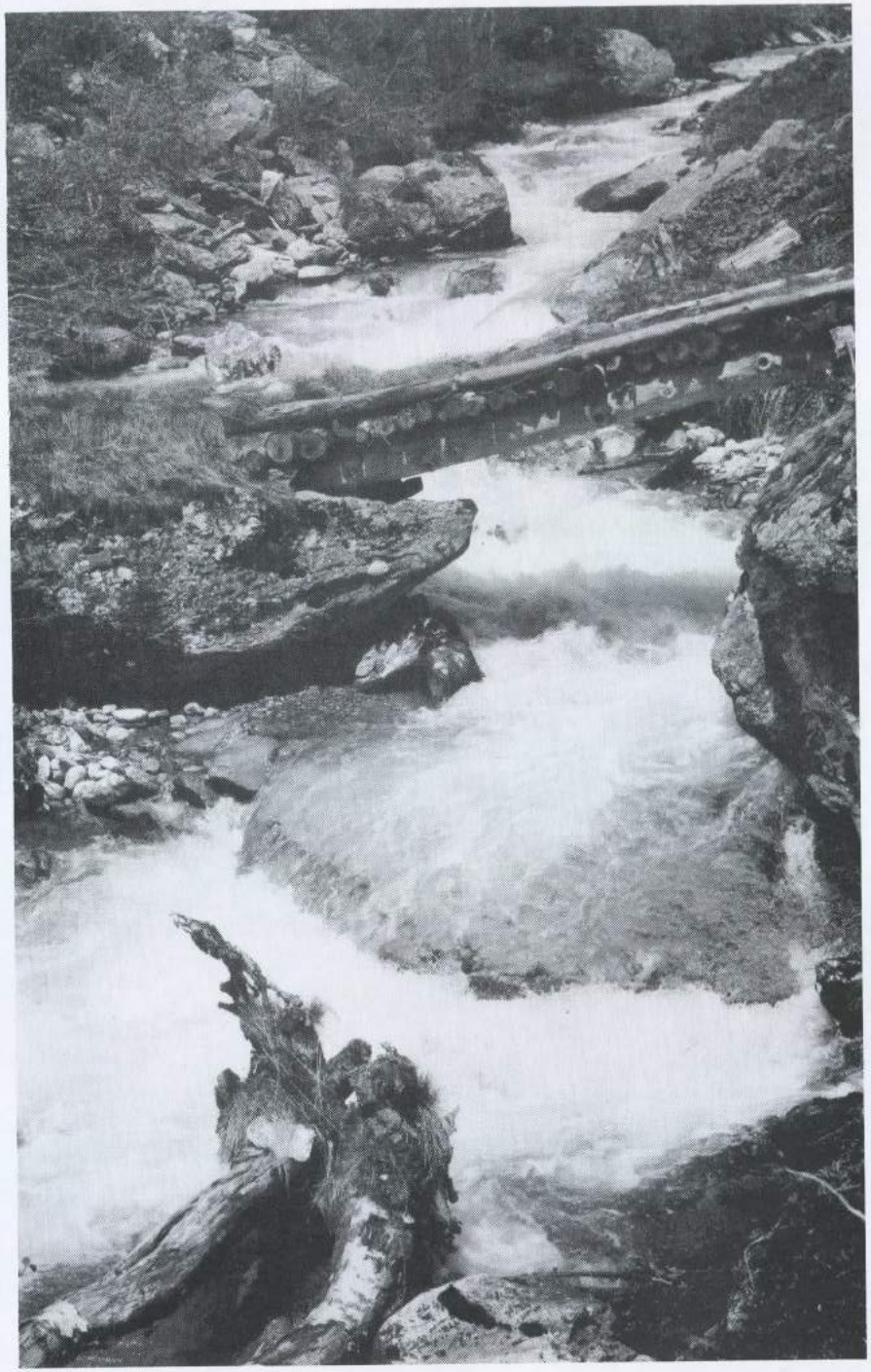
Mit dem Fortschreiten der Technik haben die meisten Holzkennel weichen müssen und durch ausgehauene Felskanäle rieselt heute das kostbare Nass und bringt der durstigen Erde Fruchtbarkeit. Unglaubliche Summen an Geld und harter Fronarbeit sind in diese Wasserleitungen hineingesteckt worden; der Unterhalt verschlingt jedes Jahr ein Heidengeld und es fragt sich oft, ob der Boden auch den Preis wert ist, den die Wasserleitung gekostet hat. Aber der Walliser hängt an seinem Boden, liebt seine Scholle mit ungeheurer Zähigkeit, dass er darnach gar nicht fragt.

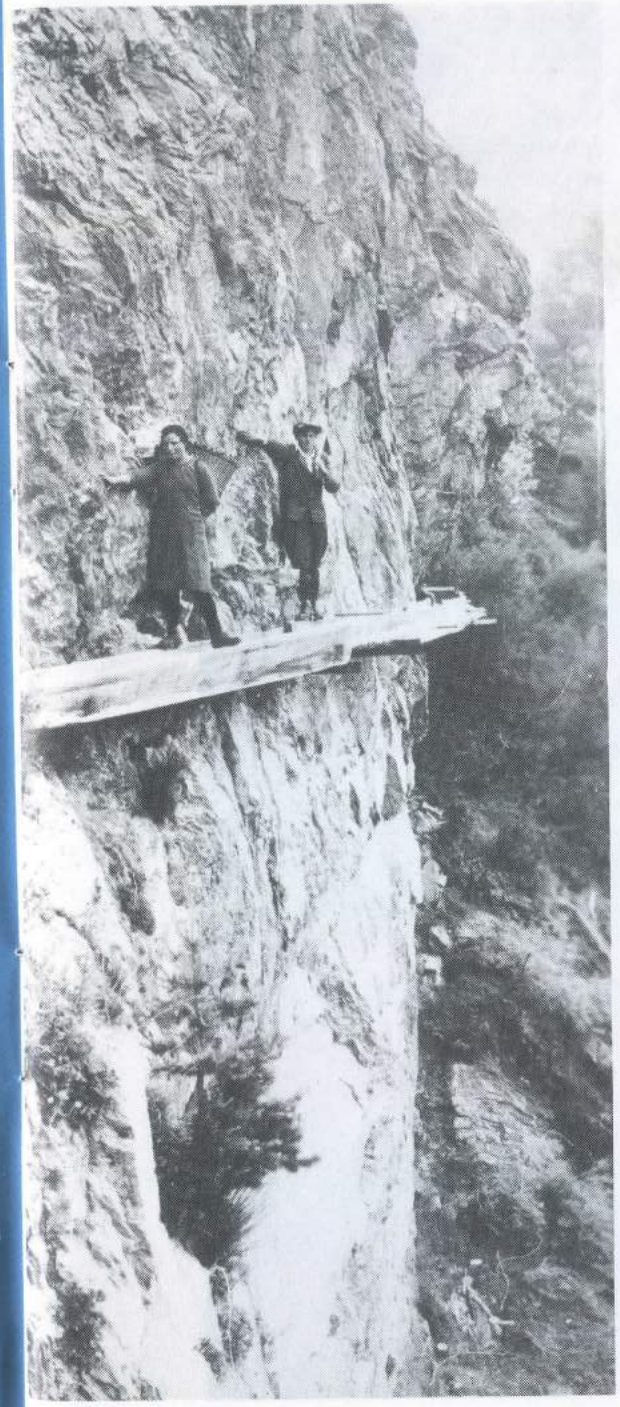
2000 Kilometer messen die Hauptleitungen des Wallis und sie würden reichen von Bern bis Istambul. Mit den Nebenleitungen könnte man mehr als die halbe Erde umspannen.

«Heilige Wasser» hat man diese Bächlein genannt und gar mancher macht sich keine weitern Gedanken, wenn er dieses Wort hört oder liest. Dem Walliser aber hat dieses Wort einen tiefen Sinn, eine grosse Bedeutung. Ihm sind die Wasser heilig, weil ihr Fliessen für ihn Heimat und Brot, ihr Versiegen Armut und Auswanderung bedeuten. Heilig sind sie aber auch, weil sie soviel Schweiss, Mühe und Arbeit, Opfer und Gefahr, sogar Menschenleben gekostet haben.

Heilig sind die Wasser auch für Ausserberg, denn auch dort hiesse es auswandern, würden sie versiegen. Vier Wasserleitungen, zusammen mehr als 30 Kilometer lang, führen das Wasser aus dem Baltschieder- und Bietschtal her und Hunderte von Kilometern an Nebenleitungen bringen es auf Wiesen und Äcker. Durchschnittlich wird Mitte April mit dem Wässern begonnen und bis Ende September versiegen sie nicht mehr. Wie oft trifft es, nach zehn Stunden Arbeit im Tale, nach zwei Stunden Marsch am Morgen und am Abend von und zur Arbeit, noch stundenlang während der Nacht das Wasser auf die Wiesen zu leiten, um am folgenden Tag wieder das gewohnte Tagwerk auf sich zu nehmen.

Die Wasserleitungen am damaligen Bischofsberg wurden schon sehr früh gebaut. Noch heute sehen wir die





Überreste einer alten Leitung aus dem Bietschtal hoch oben bei Leiggern. Dieses war eine sehr schwierige und gefährliche Wasserleitung. Alte Chroniken berichten, dass dort einmal zwölf Mann am gleichen Tage bei der Arbeit zu Tode gefallen seien. Tatsächlich liess man von dieser Leitung ab und wandte sich ins Baltschiedertal. Und hier ruht von jeher der Segen Gottes auf der Arbeit.

Drei Wasserleitungen bringen heute das nahrhafte Gletscherwasser aus dem Baltschiedertal, und die neueste von ihnen, das «Niwwärch» wurde bereits ums Jahr 1361 erstellt, die beiden andern viel früher. Noch heute bewundern wir Planung und Ausführung dieses Werkes. Hut ab vor solchem Geist, solchem Willen, solchem Opfer!

Uralte Chroniken wissen, dass ein Leiggener von Ausserberg im 15. Jahrhundert auch die berühmte «Bisse» von Savièse gebaut habe.

Der Bündner, der Tessiner und der Berner Bergbauer hat auch seine Sorgen und Nöte, doch nirgends kennt man den grossen Kampf ums Wasser wie im Wallis. Es sieht fast aus wie eine Strafe Gottes und beinahe möchte man meinen, dass folgendes Geschichtlein Wahrheit wäre:

Der liebe Gott kam einmal durch das Wallis und sah die grosse Trockenheit auf Wiesen und Äckern an den Hängen. Da sagte er zu einem Bauern, der schweisstriefend des Weges kam: «Es ist viel zu trocken in eurem Lande; ich muss nächstens wieder einmal regnen lassen.»
«O nein, Herr», erwiderte darauf der Bauer bedächtig, «das Wässern verstehen wir denn doch besser». Diese Selbstüberhebung verdross den Herrgott so, dass er das Wallis von da an mit einem regenarmen Himmel bestrafte.

Der Wasserstreit

Das heutige Ausserberg bestand früher aus fünf Gemeinden, die zwei obersten hiessen Raaft und Leiggern. Der ganze Berg war von jeher sehr wasserarm. Hoch am Fusse des Wiewannihorns sprudelte eine Quelle hervor und tränkte die durstigen Wiesen der beiden Gemeinden.

Wieder einmal rückte ein trockener Sommer heran. Immer heisser schien die Sonne; die Wiesen wurden rot und die durstigen Gräser neigten ihre Köpfe zur Erde. Zum grossen Schrecken bemerkten die armen Bewohner, dass die Quelle unter dem Wiewanni immer mehr versiegte, so dass die Wiesen nicht mehr bewässert werden konnten.

Jetzt gab es einen Streit wegen der Verteilung des Wassers. Einmal gingen die von Leiggern hinauf und leiteten das Wasser mehrheitlich auf ihre Seite, das anderemal waren es die vom Raaft. Die beiden Wasserhüter konnten fast nicht mehr von der Wasserscheide, sonst kam ihre Gemeinde zu kurz. Die beiden Gemeinden wurden hasserfüllt gegeneinander, und die Hüter waren kaum mehr lebenssicher.

Immer trockener wurden die Wiesen und immer spärlicher floss die Quelle. Eines Tages trafen sich die Wasserhüter auf der Scheide. Es kam zu einem Wortgefecht, dann zu einem Handangriff. Sie schlugen so unglücklich aufeinander los, dass der eine den andern erschlug.

Wegen des Wassers war Blut geflossen, eine Greueltat war geschehen. Weil alle daran schuld waren, kam die Strafe über die Gemeinden: Die Quelle versiegte.

Leo Kämpfen

Die Nasenlöcher

Am Fusse des Wiewanni war ein Mord geschehen und die kostbare Quelle war versiegt. Nun hatten die beiden Gemeinden kein Wasser mehr. Jeder musste bei sich denken: Auch ich bin an dem Streit schuldig, denn auch ich habe geholfen, gegen die andere Gemeinde zu hetzen. Aber die Reue kam zu spät, die Quelle blieb versiegt.

Das Leben in Leiggern und am Raaft wurde immer schwerer, denn die Wiesen waren schon im August rot und die Leute dachten schon daran, ihre Heimat zu verlassen. Da brachte eines Tages ein Jäger aus dem Bietschtal eine wichtige Nachricht: Am Fusse des Bitzitorro hatte er mitten im Felsen eine schöne Quelle entdeckt. Aus zwei Löchern fliesse das Wasser heraus und getrennt hinunter in den Bietschbach.

Einige lachten ihn aus, die andern glaubten ihm und gingen der Sache nach. Wirklich fanden sie die beiden Quellen, die wie aus zwei Nasenlöchern herausflossen. Jetzt meinten alle: «Das ist unsere versunkene Quelle vom Wiewannihorn. Weil wir das Wasser nicht teilen konnten, hat es uns der Herrgott geteilt.» Jetzt kamen sie auf den Gedanken: Wie wäre es, wenn wir das Wasser zurückstauen würden? Dann müsste es wieder an seinem alten Ort unter dem Wiewanni herausfliessen und unsern Wiesen wäre geholfen.
Gesagt, getan! Sie gingen hinauf auf den Bitzibodu, fällten Baumstämme und schnitten sie zurecht. Sie liessen die verarbeiteten Stämme langsam den steilen Hang hinunter. Beim Ausfluss der Quellen aus dem Felsen hatten sie Rinnen in die Felswände gehackt. Die Stämme wurden dann kunstgerecht aufeinander gezimmert. Damit wollten sie das Wasser zurückstauen, damit es wieder am alten Ort hervorfliesse. Es gelang ihnen aber nicht; das Wasser fand neue Ritzen und Löcher und floss munter in den Bietschbach wie zuvor.
Was ist an der Geschichte Wahres? Vor ungefähr vierzig Jahren kam ein Jäger an den Nasenlöchern vorbei. Er kroch in ein Loch hinein und entdeckte einen kleinen unterirdischen See, und auf dem Wasser schwammen einige halbverfaulte Stämme. Der Jäger meldete in Ausserberg seine Entdekkung. Andere gingen auch hin und fanden bestätigt, was ihnen der Jäger berichtet hatte. Man wollte die Tiefe des Seeleins ergründen, fand aber keinen Untergrund. Man sah die Rinnen in der Felswand und Überreste einer Holzwand. Ist also die Geschichte von den Nasenlöchern doch wahr?

Helmut Schmid

Beachten Sie die Illustration auf der letzten Umschlagseite!

Das Chänilwasser

Die Holzwand an den Nasenlöchern war umsonst gewesen. Das Wasser floss weiter in den Bietschbach. Jetzt mussten die Bewohner ihre Heimat verlassen und siedelten sich weiter unten im Bischofsberg an. Aber auch hier war ein trockenes Klima. Die Pflanzen schmachteten nach dem Wasser und die Wiesen wurden rot. Die letzte Feuchtigkeit trocknete der älteste Burger, der Wind.

Jetzt dachten auch die Leute am Bischofsberg daran, ihre Heimat zu verlassen. Aber Heimatliebe und Schollentreue waren stärker und liessen sie Wege suchen, ihren durstigen Fluren zu helfen. Aus dem Bietschtal sollte das Wasser hergeleitet werden. Das aber war eine gefährliche Arbeit. Mehrere Jahre arbeiteten sie an den Kenneln. Sie hackten in die Felswände viereckige Löcher und befestigten darin Holzhaken. Die Kennel waren vorher bereit gemacht worden und unter der grössten Lebensgefahr liessen sie diese an dicken Seilen hinunter auf die Haken. Mit grosser Freude wurde das kostbare Wasser am Bischofsberg empfangen.
Die Wasserleitung wurde aber immer wieder durch herabstürzende Steine und Lawinen zerstört. Immer wieder mussten unter der grössten Lebensgefahr die Kennel ersetzt werden und immer wieder fielen Männer zu Tode.
Wieder einmal war ein Kennel gebrochen. Die Mannschaft machte sich auf, die Leitung zu flicken, und jeder dachte bei sich, ob er wohl noch heimkommen werde. Auf der Leiggeralpe war der Kennel bereitgestellt worden. Dann liessen sie ihn über die schroffen Felsen hinunter. Da geschah ein schreckliches Unglück: Zwölf Mann stürzten in die Tiefe. Der letzte konnte sich noch einige Augenblicke festhalten und schrie: «Lasst das Chänilwasser und geht ins Baltschiedertal!»
Es war eine traurige Heimkehr von der Arbeit. Eine grosse Trauer lag über der Gemeinde. Herzergreifend war der Trauerzug nach Raron, wo die zwölf Verunglückten begraben wurden. Das Chänilwasser aber wurde nicht wieder geflickt.

Odilo und Ewald Schmid

Der Gletscher der Ausserberger

Wieder einmal hatten die Ausserberger grosse Sorgen um ihr Wasser. Freilich, wenn sie einen eigenen Gletscher hätten! Aber den könnte man sich anlegen. Deshalb zogen alle tragfähigen Leute aus, jeder mit Rückenkorb oder Räf bewaffnet.
Kurz vorher hatten sie von ihren Reben in St. German die Trauben gepflückt. So hatte jeder eine «Batilla» mit dem besten Sauser eingepackt. Auch eine gehörige Portion Roggenbrot durfte nicht fehlen. Einige trugen Sägen und Beile bei sich. So ausgerüstet zog fast ganz Ausserberg aus, ein langer Zug.
Drinnen am Gletscher im Baltschiedertal angekommen, nahmen alle einen kräftigen Imbiss. Jetzt ging es an die Arbeit. Die stärksten sägten grosse Eisblöcke vom Gletscher und jeder hob eine schwere Last auf seinen Rükken, die schwersten wohl bis an einen Zentner schwer. Lang und mühsam war der Weg bis ans Wiewanni und noch oft wurde gerastet, und jedesmal sollte ein Tropfen aus der Batilla die müden Kräfte wieder anspornen.
Bis zum Abend waren alle am Wiewanni angelangt und ein schöner Gletscher beisammen. Zwei Männer hatten ein Lägel heraufgeschafft, voll Laftnetscha aus dem Gemeindekeller, und zur Feier des Tages wurde getrunken und gesungen, bis die Sonne von den letzten Bergspitzen Abschied genommen hatte. Wie viele den Heimweg nicht mehr am selben Abend fanden, weiss das Gemeindearchiv nicht zu berichten.
Jetzt hatten die Ausserberger ihr eigenes Gletscherwasser und mit Freude und Stolz leiteten sie es auf die durstigen Wiesen. Es kam der Winter und es meldete sich wieder der Frühling. Vom neuen Gletscher am Wiewanni strömte eine kalte Bise die «Galta» und das «Mahnkinn» hinunter und gefror die jungen Schosse der Reben in St. German. Damit hatten die Ausserberger nicht gerechnet. Sie standen vor einer entscheidenden Frage: Wasser oder Wein! Sie brauchten beides. Die Batilla leer lassen oder kein Wasser mehr. Endlich entschieden sie, den Gletscher wieder ins Tal zu tragen. Es war ein stiller Zug vom Wiewanni ins Baltschiedertal.
Bald bauten sie aber die kühnen Wasserleitungen aus dem Baltschiedertal und nun hatten sie beides: Wasser und Wein.

Volmar und Maurin Schmid

Undra und Mittla

Der Bischofsberg muss sehr früh bewohnt gewesen sein, seit wann, wissen wir nicht. Bestimmt war aber schon damals ein trockenes Klima. So musste man Wiesen, Felder, Gärten und Äcker bewässern, wenn man einen Ertrag davon haben wollte.
Die ersten Wasserleitungen, die das Wässerwasser führten, waren Undra und Mittla. Dass diese sehr früh schon auf den Bischofsberg geleitet wurden, beweisen uns die Statuten vom Jahre 1370, die noch heute im Archiv erhalten sind. In diesen Statuten sind genau die Wasserrechte jedes einzelnen Bürgers eingetragen.

Was die Wasserleitungen an Arbeit gekostet hatten, kann sich niemand recht vorstellen. Wenn wir zusehen könnten, mit welchen Werkzeugen sie gearbeitet haben, würden wir unsere Heimat sicher mehr schätzen.

An schwierigen Stellen wurden auch hier wie beim Chänilwasser Holzchrapfen im Felsen befestigt und darauf die Kennel gelegt. Die Grundbesitzer mussten für die Kosten selber aufkommen. Weil damals keine Schule war, konnten die Leute nicht schreiben. Jedem wurden seine Wasserrechte auf ein hölzernes Pflöckchen eingeschnitzt. Das Wasser war auf «den Tässlu». Für einen Viertel (fünf bis sechs Stunden) gab es einen ganzen Strich, für den halben Viertel einen halben Strich usw. Einmal im Winter rief der Wasservogt die Geteilen zusammen «zum Tässlu». Dann wurde die Arbeit für den letztjährigen Unterhalt der Wasserleitung verrechnet. Es galt als ein Vermögen, möglichst viele Striche auf der Tässlu zu haben, denn Wiesen ohne Wasserrechte waren ohne Wert.

Als im Jahre 1914 im Steinbruch ein gewaltiger Erdrutsch alle drei Wasserleitungen aus dem Baltschiedertal verschüttete, mussten die Wassertunnels erstellt werden und von da an übernahm die Gemeinde den Unterhalt.

Wenn man diese Werke genauer überdenkt, muss man sich schon sagen: Unsere Liebe zur Heimat gleicht der unserer Vorahnen nicht.

Ewald Schmid

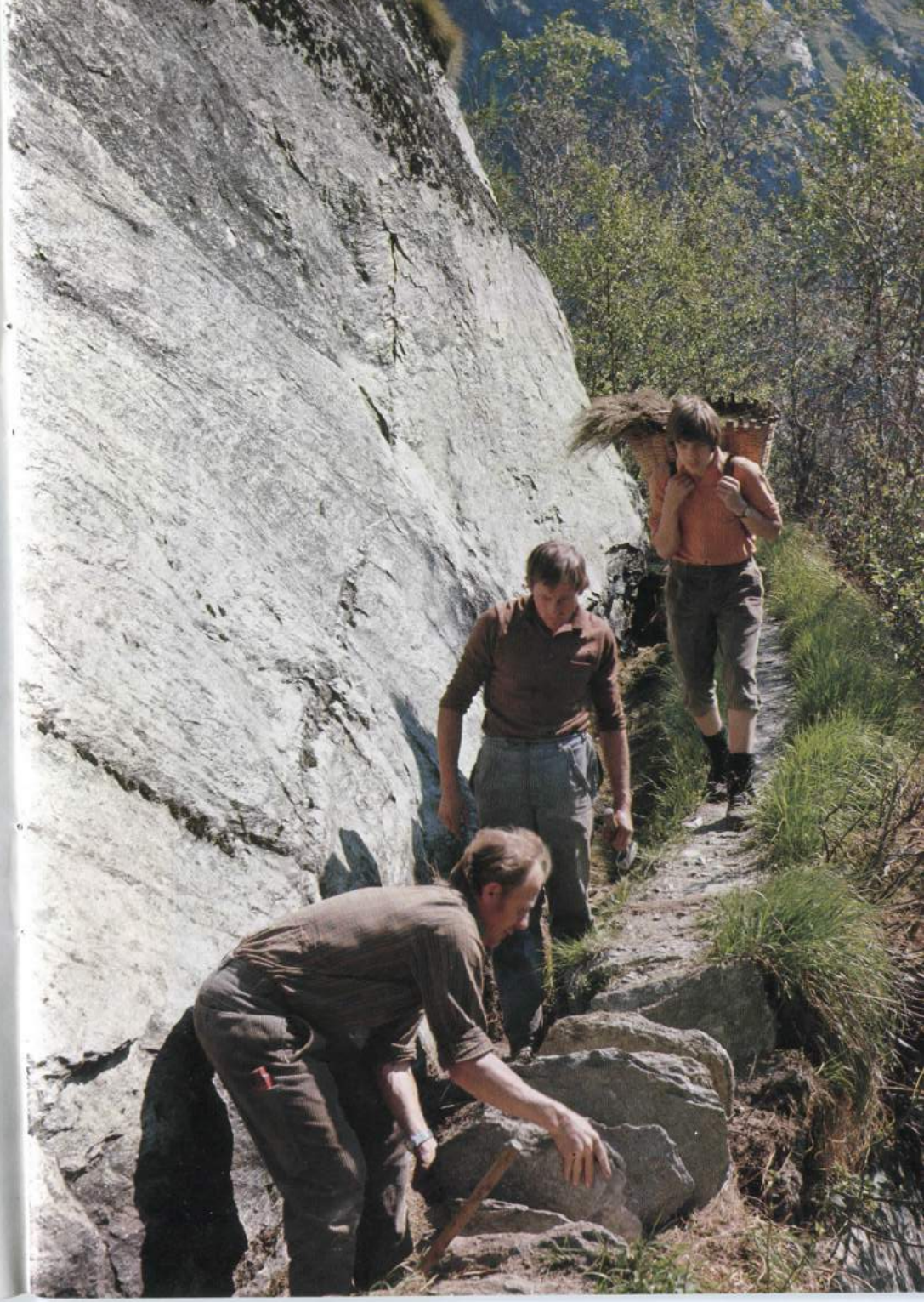
Der Hüter beim Wasserschlegel

Das Niwwärch

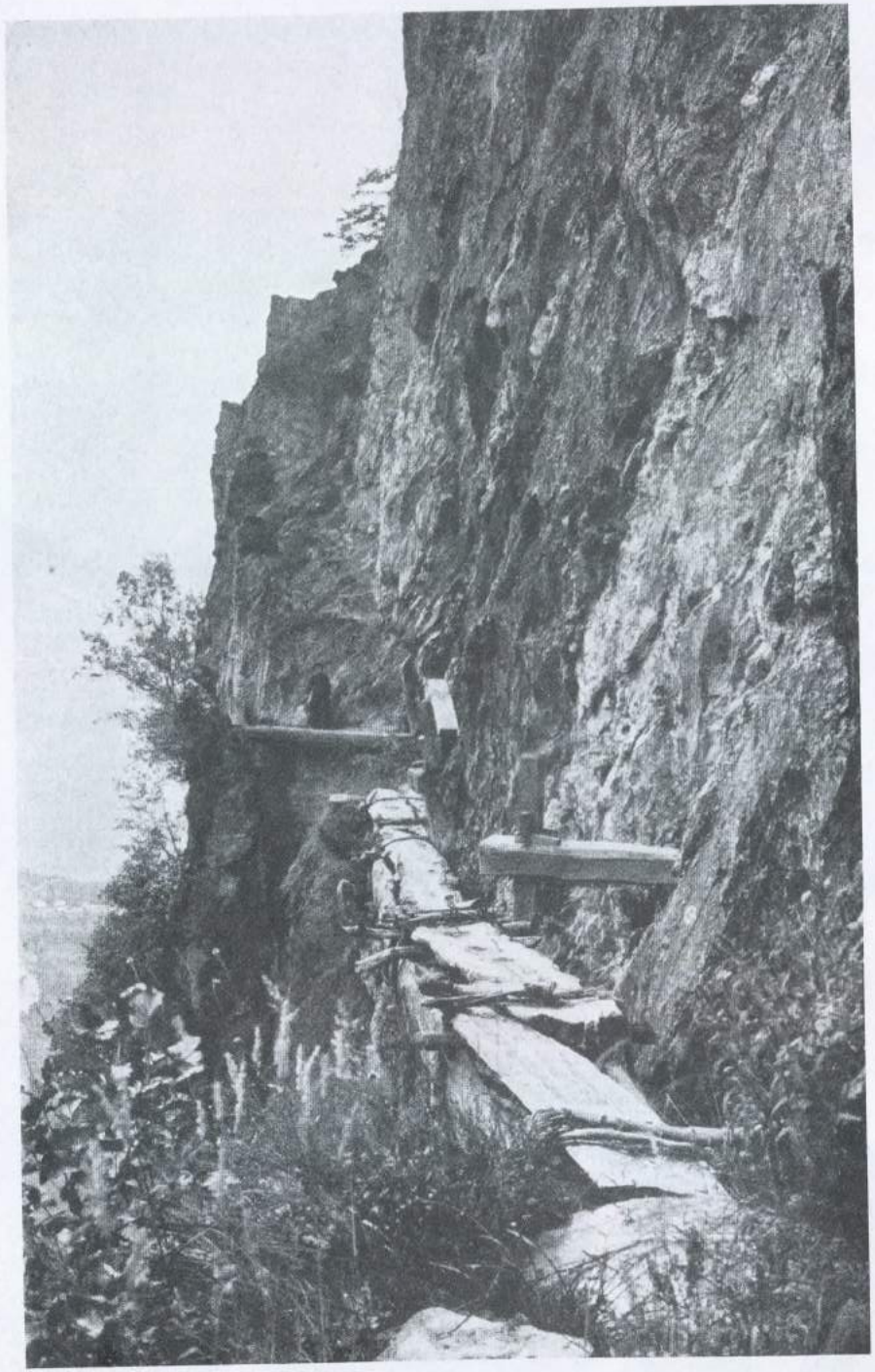
Nach dem grossen Unglück am Chänilwasser wandte man sich ins Baltschiedertal. Die Leitung auf der gleichen Höhe zu bauen wie das Chänilwasser, war aber nicht möglich, denn auch dort waren die Felswände sehr hoch und es drohten Lawinen und Steinschlag.
Tüchtige Männer planten die Suon, und mit Gottvertrauen ging man ans Werk. Es war eine sehr mühsame und gefährliche Arbeit. Gottes Segen war bei der Arbeit. Weil dies die neueste Wasserleitung ist, wurde sie Niwwärch genannt. Es ist auch die längste und gefährlichste, weil sie durch die schroffsten Felswände geführt wird.
Im Gemeindearchiv von Ausserberg ist eine Urkunde aufbewahrt. Diese zählt uns die 22 Erbauer des Niwwärch auf und die Verteilung der Wasserrechte. Diese Urkunde ist vom Jahre 1381. Sie gibt uns auch eine kleine Ahnung vom Alter der beiden Wasserleitungen Undra und Mittla, die ja beide viel älter sind.
Das Niwwärch war noch mehr als Undra und Mittla in Kennel gelegt. Einen gebrochenen Kennel zu ersetzen, war immer eine gefährliche Arbeit. Das dicke, 200 Meter lange Seil hinaufzutragen, brauchte es mindestens 20 Mann. Dieses Seil hängt heute in unserer Burgerstube und könnte uns viel erzählen von den Sorgen und Opfern unserer Väter.

Nach dem grossen Unglück im Steinbruch wurde mit den andern Wasserleitungen auch das Niwwärch im Felsen ausgesprengt. Heute ist der letzte Kennel verschwunden und wir Jungen können nur von Bildern sehen, wie gefährlich unsere Wasserleitungen früher aussahen.
Gott hat die Arbeit an den Wasserleitungen im Baltschiedertal immer beschützt. Nie hat man von einem Unglück bei der Arbeit gehört bis zum Jahre 1960. Da hat der Wasserhüter sein Leben lassen müssen. Soll dieses wohl etwas bedeuten? So viele Jahrhunderte ist nichts geschehen, doch auf einmal? Soll dieses vielleicht bedeuten, dass wir das Alte mehr schätzen und mehr Liebe zur Heimatscholle haben sollten?

Maurin und Volmar Schmid



Es entsteht ein Tretschbord. Die Steine werden gestellt und die Zwischenräume mit Erde und Rasenziegeln eingestampft.



Ds hibsch Meissji

Früher kam nur selten ein Fremder nach Ausserberg. Da kam eines Tages ein geheimnisvoller Mann ins Dorf geschlendert und fragte nach dem Wasservogt. Die Leute wunderten sich und schauten sich den Fremden zuerst einmal gehörig an. Man zeigte ihm das Haus des Wasservogts.

Der Fremde trat ins Haus und, nachdem er längere Zeit nicht herauskam, wunderten sich die Neugierigen draussen, was dieser Fremde wohl mit ihrem Wasservogt so Wichtiges zu reden habe. Immer mehr Leute strömten zusammen, denn es war Sonntagnachmittag. Endlich kam der Wasservogt mit dem Unbekannten heraus und sofort war alles mäuschenstill.

Jetzt trat der Fremde, ein schmächtiges Männchen mit bleichem Gesicht und einem schwarzen Spitzbärtchen, ein paar Schritte vor, lächelte überlegen und fing dann an zu reden: «Guten Tag, Ihr Ausserberger! Ich war heute im Baltschiedertal und habe mir Eure Wasserleitungen angeschaut. Die oberste ist ein wahres Prachtstück. Um diese zu erbauen, musste man schon fast ein Seiltänzer sein. Aber für die heutigen Verhältnisse ist sie nicht mehr gebaut». Einige Zuhörer begannen zu murren. Doch der Fremde fuhr weiter: «Wenn Ihr mich als Burger Eurer Gemeinde aufnehmt, so will ich Euch die ganze Wasserleitung in den Felsen einhauen». «Das ist bald gesagt!», rief einer und andere brachen in ein lautes Gelächter aus. Einer aber meinte: «Wir könnten es einmal mit ihm versuchen. Er könnte uns eine Probe seiner Kunst ablegen». Sofort meldeten sich einige Männer, die bereit waren, am andern Tag mit ihm zu gehen. Unterwegs musste der Fremde manches spöttische Wort über sich ergehen lassen.

An einer gefährlichen Stelle hielten die Begleiter an. Der Wundermann zog aus seiner linken Rocktasche eine kleine Flasche. Den Zuschauern blieb vor Staunen der Mund offen. Der Fremde aber strich einen Teil der Flüssigkeit auf den Felsen. Dann sprach er: «So, weiter wollen wir morgen sehen!». Enttäuscht sahen sich die Begleiter an und kehrten mit ihm an den Bischofsberg zurück. Voll Neugierde wartete hier alles auf den Erfolg der Probe. Die Leute wussten nicht, was sie von diesem geheimnisvollen Mann halten sollten.

Am andern Tag gab es Freiwillige genug, die den Schwarzkünstler, mit einem solchen meinten sie es nun zu tun zu haben, ins Baltschiedertal begleiten wollten. Dieser hatte diesmal eine Mörtelkelle bei sich. An der Stelle an-

Bald ist der Kennel aus dem dicken Lärchenstamm ausgehöhlt und der Kennelzug kann beginnen.

gekommen, nahm er die Mörtelkelle und schaufelte den Felsen heraus, der so weich geworden war wie Butter. Jetzt bekamen es seine Begleiter mit der Angst zu tun; sie meinten, den Leibhaftigen vor sich zu haben. Sie liefen eilends ins Dorf zurück und erzählten, was geschehen war.

Am Abend gab es eine lebhafte Gemeindeversammlung. Nach wirrem Redegefecht wurde der Beschluss gefasst, den Fremden aus dem Dorfe zu verbannen. Lieber wolle man mit der Hilfe Gottes auch weiterhin die gefährlichen Kennelzüge ausführen, als den Teufel zum Gemeindeburger zu haben. Am andern Tag war der Geheimnisvolle verschwunden und nie wieder gesehen.

Der Ort, an dem der Fremde die Probe seiner Kunst bestanden hatte, ist am Niwwärch noch heute zu sehen und heisst noch immer «Ds hibsch Meissji».

Volmar Schmid

Der Steinbruch

Unterhalb der Alpe Raaft liegt ein schöner Wald, der Sickwald. Seit einigen Jahren hatte man bereits Erdschlipfe entdeckt. Da kam der Sommer 1914. Es regnete sehr viel und die Schründe auf dem Sick wurden breiter. Erfahrene Männer im Dorf meinten: «Wenn es so weiter regnet, so kommt es noch einmal zu einem tüchtigen Steinhagel im Sickgraben».
Diese erfahrenen Männer hatten recht, am 24. August 1914 geschah das Unglück. Oben auf dem Sick lösten sich riesige Schuttmassen und stürzten unter Beben der Erde und furchtbarem Donner zu Tal. Man hörte das Knacken und Bersten der stürzenden Tannen und Föhren und die dumpfen Schläge der übereinanderrollenden Felsblöcke. Dieser riesige Steinschlag zerstörte alle drei Wasserleitungen aus dem Baltschiedertal.
Man hatte das Donnern und Dröhnen bis nach Ausserberg gehört und gespürt. Alle schrien: «Jetzt ist es geschehen!» Einige meinten: «Es ist nicht zu verwundern, sind doch während des ganzen Sommers immer wieder Steine zu Tale gerollt». Einer rief: «Das ist ein wahrer Steinbruch!» Von da an wurde der Sickgraben nur mehr der Steinbruch genannt.
Nach einigen Stunden ging in Ausserberg das Wasser aus. Bereits am andern Tag machten sich Männer auf, die Leitung wenigstens notdürftig zu flicken. Sie versuchten es mehrmals unter der grössten Lebensgefahr, aber immer wieder wurden sie von einem neuen Steinhagel überschüttet und in ein paar Augenblicken war alle ihre Arbeit wieder zerstört. Allmählich sah man ein, dass sie das Wasser auf diese Art nie mehr nach Ausserberg brächten.
Im Dorfe sah es schrecklich aus. Die ganze Gemeinde war ohne Trink-, Tränk- und Wässerwasser. Die Lötschbergbahn hatte auf dem Bahnhof einen kleinen Brunnen. Dort stellten sie einige Holztröge auf. Hier holte die ganze Gemeinde das Trinkwasser und dies war auch die einzige Waschgelegenheit. Um das Vieh zu tränken, musste man oft kilometerweit gehen. Darüber hatte die Gemeinde einige 1000 Quadratmeter schönsten Waldes verloren.
Zum grossen Elend im Dorfe kam noch, dass die ganze wehrfähige Mannschaft an der Grenze stand, denn es war kurz vorher der erste Weltkrieg ausgebrochen. Man berichtete die Not an die militärische Obrigkeit, und nach langen Verhandlungen liess man das einheimische Militär heim. Sie begannen sofort Tunnels zu bauen. Tag und Nacht hörte man die Dynamitschüsse aus dem Baltschiedertal rollen. Nach zwei Monaten war der erste Tunnel vollendet und die Undra floss wieder ins Dorf. Der Tunnel am Niwärch ist 130 m lang, die beiden andern messen je ca. 80 m. Das Wasser wurde mit einem mächtigen Jubel empfangen. Die Arbeiter hatten jetzt Erfahrungen gesammelt und anschliessend wurden alle Wasserleitungen fast vollständig in den Felsen ausgesprengt. Die ganze Arbeit hatte zur damaligen Zeit 65'000 Franken gekostet.

Bruno und Volmar Schmid

Üüsserbärgerro Brunno

Ausserberg hatte bekanntlich von jeher seine liebe Not mit dem Trinkwasser. Manchmal, besonders im Winter, litten sie grosse Not. Da hörte man von einem Schwarzkünstler, der in der Hauptstadt Sitten wohnen sollte und der schon mancher Gemeinde aus grosser Not geholfen hatte. In einer Urversammlung beschlossen die Ausserberger, drei der angesehenen Männer zu diesem Wundermann zu schikken, damit sie diesem ihr Anliegen vorbringen.
Eines Morgens schritten die drei Männer aus dem Dorfe St. German zu. Dort wurde noch eine grosse Batilla St. Germaner Gwäss eingepackt, denn der Weg bis nach Sitten war lang und die Sonne schien gar heiss. Am Abend kamen sie müde in Sitten an und suchten in einer Herberge Nachtquartier. Keiner schlief voll Erwartung, wie es ihnen wohl bei dem Schwarzkünstler ergehen würde. Zeitig suchten sie das Haus und ängstlich, was nun kommen werde, traten die drei ein. Der Herr empfing sie sofort und liess sie ihr Anliegen vorbringen. Ihre Sorgen gingen ihm zu Herzen und er sagte: «Ihr seid ein tapferes Volk da droben an dem harten, trockenen Berg. Ihr habt es verdient, dass Euch geholfen wird». Über diese Antwort freuten sich die drei sehr. Der Wundermann ging in ein Nebenzimmer und beschäftigte sich dort eine Zeitlang mit allerlei geheimnisvollen Dingen.
Nach langen Minuten kam der Wundermann wieder heraus und sprach in wichtigem Tone: «Hier in diesem Schächtelchen ist etwas verborgen. Öffnet es ja nicht bis zu der Stelle, wo Ihr den Brunnen haben wollt!» Die Männer nahmen das Schächtelchen mit Freude entgegen, zahlten die Rechnung und verabschiedeten sich höflich.
Sofort traten sie den Rückweg an. Lange sprach keiner ein Wort und ohne Halt schritten sie aus bis etwas oberhalb Leuk. Dort nahmen sie einen kleinen Imbiss und genossen den letzten Rest aus der Batilla. Von allen Seiten beschauten sie das geheimnisvolle Schächtelchen und langsam begann die Neugierde grösser und grösser zu werden. Was mag wohl darin verborgen sein? Könnte man nicht einmal darüber gucken? Nur einen kleinen Spalt und dann sofort wieder schliessen? Aber o weh! Nur einen kleinen Spalt hatten sie geöffnet und ein bunter Schmetterling flog heraus. Mit offenem Munde schauten sie, wie der Schmetterling kaum einige Meter neben ihnen sich auf die Erde liess. Was war das? Ein unterirdisches Rollen und Donnern und nach einigen Augenblicken floss eine schöne Quelle aus dem trockenen, steinigen Boden. Wie versteinert standen die drei daneben. Aus war der Traum!

Was sollten sie nun tun? Am späten Nachmittag waren sie wieder beim Schwarzkünstler in Sitten. Dieser aber wies sie ab mit den Worten: «Einmal habt Ihr das Glück gehabt und werdet es nie mehr haben!» Was sollten sie nun tun? Daheim sagen, der Wundermann habe ihnen nicht helfen können? Nein, lieber nicht! Lieber Schmach und Schande auf sich nehmen, als die Mitbürger anlügen! In ihren Kellern in St. German tranken sie sich den nötigen Mut an, daheim die traurige Kunde mitzuteilen. Den Empfang in Ausserberg kann sich jeder vorstellen und eine Wiederwahl in den Gemeinderat kam wohl nicht mehr in Frage. Drunten bei der Leukerbrücke fliesst noch immer der Üüsserbärgerro Brunno munter in die Rhone.

Ewald Schmid

Ds Scheiwilerloch

Wieder einmal studierte man in Ausserberg, wie man sich Trinkwasser beschaffen könnte. Da hörte man von einem bekannten Wasserschmecker mit Namen Scheiwiler. Wie wäre es, wenn man es mit diesem versuchen würde, nach verborgenen Quellen zu suchen? Besonders die Jugend befürwortete diesen Vorschlag. Die Gemeinde liess den Mann kommen und man führte ihn kreuz und quer durch den ganzen Berg. Besonders sorgfältig suchten sie die Gegend zwischen Leiggern und Raaft ab. So kamen sie im Zickzack den Berg herunter ins sogenannte «Teelschliechtji» im Walde unterhalb vom Raaft.
Hier begann die Rute sich in den Händen des Wasserschmeckers zu winden und zu drehen und zu bewegen und mit sicherer Stimme sagte er: «Hier, genau 13 Meter unter mir, fliesst eine grosse Quelle!» Das war natürlich eine freudige Nachricht für die Ausserberger, und mit Begeisterung ging man im Winter 1936/37 an die Arbeit. Die erfahrenen Männer waren ziemlich misstrauisch, aber die jüngeren wollten unbedingt den Versuch wagen. Bis nur das Material auf den Platz geschafft war, kostete es manchen Schweisstropfen. Die Gemeinde lieferte Werkzeuge und Sprengstoff, die Arbeiter schafften um Gotteslohn in Schichten. Zwanzig Meter unterhalb der Stelle, die der Wasserschmecker bezeichnet hatte, begann man den Stollen. Je tiefer der Stollen wurde, desto unsicherer wurde der Wasserschmecker und desto mutloser die Arbeiter.
Nachdem man auf 50 Meter angelangt war, meinte der Wasserschmecker: «Wir sind zu hoch, wir müssen tiefer hinunter». Jetzt trieb man den Stollen noch fünf Meter senkrecht hinunter und aus war der Traum. «Die cheibe choge Strahle!», meinte der Wasserschmecker und jetzt wussten es auch die Ausserberger, dass die «Strahlen» dem Wasserschmecker seine Rute in Bewegung gebracht hatten. Dem Herrn Scheiwiler wurde seine Rechnung bezahlt und ziemlich kleinlaut, sang- und klanglos verliess er die Gemeinde.
War die Arbeit umsonst? Gott sei Dank nicht! Jetzt wussten die Ausserberger eines: Sie hatten das Wasser dort zu suchen, wo sie solches sahen, und in drei Jahren hatten sie ihre Wasserversorgung.

Volmar Schmid

Die Wasserversorgung

Ausserberg war von jeher sehr wasserarm. Es fehlte der Gemeinde nicht nur an Wässerwasser, sondern auch an Trinkwasser. Die Gemeinde besass von jeher sehr wenig Quellen. Jahrhundertelang war die Gemeinde ohne

richtiges Trinkwasser. Die Leute nahmen das Trinkwasser aus den offenen Wasserleitungen. Dieses Wasser war aber nicht immer sauber, denn darin wurde auch von den Frauen die Wäsche gewaschen. Aber nur von morgens 8 Uhr bis abends 4 Uhr durfte gewaschen werden, damit am Morgen und am Abend das Wasser der Undra «sauber» sei als Trink- und Tränkwasser. Übertretungen dieser Vorschrift wurden streng bestraft. Die Undra musste das ganze Jahr geführt werden, was besonders an kalten Wintertagen sehr grosse Mühe kostete. Nicht selten war die Wasserleitung voll Eis und die Gemeinde hatte tagelang kein fliessendes Wasser.
Für solche Zeiten grub man tiefe Mulden in den Boden, mauerte sie aus und füllte sie mit Wasser. Diese Weiher, die sogenannten «Gillen», wurden einmal im Jahre gereinigt, und was das ganze Jahr an Schmutz und allem möglichen hinein kam, verschwand im Wasser. Dieses Trinkwasser war sehr ungesund und nicht umsonst zählte Ausserberg am meisten Lungenkranke des Kantons.
Lange schon hatten einsichtige Männer nach Lösungen gesucht, die Gemeinde mit richtigem Trinkwasser zu versorgen. Mehrmals liess man sogenannte Wasserschmecker nach Ausserberg kommen, die verborgene Quellen aufdecken sollten. Aber nichts schaute heraus.
Besonders bemüht war H.H. Pfarrer Stefan Schmid, eine Lösung zu finden. Man fasste das Wasser der Nasenlöcher, den sogenannten «Schreebach», ins Auge. Von Leiggern aus sollte ein Stollen gebaut werden. Aber das Wasser gehörte der Gemeinde Raron und — wer hätte das bezahlen können!
Der Misserfolg mit dem Wasserschmecker Scheiwiler gab den Anstoss, die Quellen in Leiggern zu fassen und damit die Gemeinde mit Trinkwasser zu versorgen. Das Jahr 1939 sollte das lange ersehnte Trinkwasser bringen. Aber Anfang August brach der zweite Weltkrieg aus. Die Männer mussten an die Grenzen. Die Arbeit war kurz vorher begonnen worden. Die Röhren waren schon lange aus Deutschland bestellt worden. Mit grosser Sorge erwartete man ihr Eintreffen. Alle waren froh, als sie kurz vor Kriegsausbruch eintrafen. Aber die Arbeit musste für Monate eingestellt werden. Nachdem im Spätherbst die Wehrmänner entlassen wurden, konnte die Arbeit weitergeführt werden. Glücklicherweise kam der Winter nicht sehr früh und so konnte kurz vor Weihnachten die Wasserversorgung zur Hauptsache fertiggestellt werden. Wie war es doch heimelig, als in jedem Weiler ein Brunnen floss!
Seit Jahrzehnten hatte die Gemeinde Geld gespart für die kommende Wasserversorgung. Bund und Kanton zahlten zu dieser Zeit keine Beiträge und so musste und konnte die ganze Arbeit restlos von diesem ersparten Gelde bezahlt werden.
Zugleich mit der Wasserversorgung wurde auch die Hydrantenanlage erstellt. Schon im ersten Winter war diese von grossem Nutzen. In einer Nacht standen mitten im Dorf zwei Stadel in hellen Flammen. Es war sehr kalt und von der Undra floss kein Tropfen Wasser ins Dorf. Mit Hilfe der Hydranten konnte das Feuer im Keime erstickt werden. Ohne die Hydranten wäre wohl das halbe Dorf abgebrannt.

Seither sind mehr als zwanzig Jahre verflossen. Neue Häuser sind gebaut worden. Neue Waschhäuser, neue Wasseranschlüsse sind gekommen und auch der Fremdenverkehr hat langsam bei uns eingesetzt. Der Wasserverbrauch ist angewachsen und heute genügt unsere Wasserversorgung nicht mehr. Eine grosse Aufgabe steht Ausserberg wieder bevor. Hoffentlich finden wir eine grosszügige Lösung, die uns für alle Zukunft die Sorge um das Trinkwasser abnimmt.

Armin Kämpfen

Der letzte Kennelzug in Ausserberg

von Pfarrer Stefan Schmid
1881-1932

In Ausserberg muss das Wasser zum Bewässern der Wiesen durch die schroffen Hänge des Baltschiedertales hergeleitet werden. An einigen Stellen wurde es früher in Kenneln mitten durch lotrecht abfallende Felswände geführt. Solche Wasserleitungen zu erstellen und zu erhalten war eine mühevolle und gefährliche Arbeit.
Nun war eines Tages mitten im Sommer 1904 ein grosser Kennel gerade an der gefährlichsten Stelle gebrochen. Er musste sobald als möglich ersetzt werden. In einigen Tagen war er aus einem frisch gehauenen Baumstamm im Lindenwald ob der Wasserleitung erstellt; aber ihn an Ort und Stelle anzubringen war ein schwieriges Unternehmen.
Nach der heiligen Messe versammelten sich die Kennelmannen auf dem Dorfplatz. Jeder nahm einige Ringe des 200 Meter langen, fast armdicken Seiles quer über die Schulter und in ruhigem, gleichmässigem Schritt ging's zum Dorf hinaus bergan. Als sie droben beim Kennel angekommen waren, rasteten sie ein wenig und nahmen eine Stärkung. Dann erhoben sie sich und flehten noch einmal laut und entblössten Hauptes Gott um seinen Beistand an.
Nun wird der Kennel am hintern Ende mit dem grossen Seil festgebunden. Wer geht an die Weiden?» fragt der Wasservogt. Tiefes Schweigen! Einer schaut den andern an, aber nur einen Augenblick; da treten zwei beherzte junge Männer vor und rufen: «Wir wagen es!» Jetzt werden zwei starke, aus Weiden- und Birkenzweigen gewundene, strickartige Stücke mit Eisenklammern am vordern Ende des Kennels befestigt.
Der Kennelzug beginnt. Voraus die beiden Männer an den Weidenstrikken; sie geben dem Kennel die Richtung. Die übrige Mannschaft hinten am Seil, das um einen Baumstrunk geschlungen ist. Sie lassen den schweren Kennel langsam, ruckweise den steilen, steinigen Abhang hinuntergleiten. Unter dem Druck des Kennels und durch die Reibungen des Seils lösen sich Steine, Erde und Holzstücke und sausen die Halde hinunter. Die Vordermänner müssen bald nach rechts, bald nach links springen, bald sich blitzschnell zur Erde ducken, um wenigstens den grösseren herabrollenden Steinen auszuweichen. So rükken sie unter steter Todesgefahr vorwärts bis auf die Felswand, in der der Kennel angelegt werden soll. Sie fällt ungefähr 120 Meter senkrecht ab.
Die Weidenstricke werden abgenom-

Das Seil wird zum Transport bereit gelegt.

Zum Chänelzug bereit

men und an ihre Stelle zwei lange Seile befestigt. Dann noch ein Ruck, und der Koloss schwebt frei in der Luft und sinkt langsam zur Leitung nieder.
Dort warten auf winzigem Felsvorsprung vier Mann, fast wie zu einem einzigen verwachsen, mit langgestielten Eisenhaken bewaffnet, unentwegt in die Höhe spähend. Endlich schwebt der Kennel gerade über ihnen. Acht Arme langen mit den Haken nach ihm und ziehen ihn mit ganzer Kraft zur Leitung heran. Da tritt aber ein unerwartetes Hindernis ein: das grosse Seil ist in einer Felsspalte eingeklemmt. Im ersten Augenblick weiss niemand Rat. Wieder tritt einer der todesmutigen Männer, die vorher an den Weiden waren, vor, steckt eine Spitzhacke mit grossem, glattem Stiel hinter seinen Gurt und gleitet freihändig, Griff um Griff, am Seile nieder. Mit der linken Hand sich am Seil haltend, die Füsse gegen die Felswand gestemmt, stösst er mit Wucht den eschenen Stiel zwischen Seil und Felswand. Dadurch ist das Seil wieder frei geworden. Die Arbei geht ruhig weiter und bald liegt der Kennel waagrecht auf den Holzkrapfen der Leitung.
Die Männer wischen sich den Schweiss von der Stirne, nehmen ihre Hüte ab und danken Gott für seinen Schutz. Das Gletscherwasser rauscht wieder durch die Leitung, und bald verkündet draussen der Wasserhammer der bange wartenden Gemeinde, dass der schwierige Kennelzug gelungen ist.

Der Wasserhüter auf seinem Kontrollgang. Bei strahlendem Himmel und herrlichem Ausblick ein schöner Spaziergang.

Der Wasserkehr

Um Mitte April, in ganz schneearmen Jahren sogar um Mitte März musste in Ausserberg das Bewässern der Wiesen aufgenommen werden. Es hiess: «D Siene sind im Cheer»(Die Suenen sind im Kehr). Von jetzt an wurde Tag und Nacht ohne Unterbruch bewässert. Nur am Sonntag, zwischen 6 und 12 Uhr, war das Bewässern verboten, damit ja alle Zeit hätten zum Besuch des Gottesdienstes.

Wohl kam es hie und da vor, dass einer seinen Wasserkehr verpasste (är het la virgaa), er während der verbotenen Zeit das Wasser auf seine durstige Wiese leitete. Aber wehe, wenn er erwischt wurde! Da hatte er mit einer saftigen Busse zu rechnen; denn Polizisten und Flurhüter hatten die strenge Pflicht, aufzupassen und allfällige Sünder zu verzeigen.

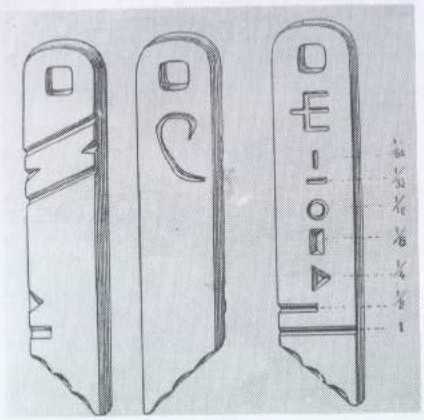
Der Wasserkehr verlief nach altüberlieferter Ordnung, ursprünglich eingeteilt nach Familien. Es gingen ursprünglich z.B. so und so viele Viertel an Martigo, Heynigo, Thelerro, Naterro, Biinerro usw. Mit der Zeit wurde daraus eine richtige Wissenschaft, diesem Wasserkehr von Anfang bis zum Schluss nachzählen zu können, eine Wissenschaft, die nur mehr wenige Geübte beherrschten.

Der Tag war in vier Viertel eingeteilt:

der Morgenviertel	von 4	bis 9 Uhr
der Mittagsviertel	von 9	bis 14 Uhr
der Vesperviertel	von 14	bis 20 Uhr
der Nachtviertel	von 20	bis 4 Uhr

Der Nachtviertel dauerte länger, und wer in der Nacht bewässern musste, hatte den Vorteil, das Wasser länger benützen zu können. Mancher war froh darum.

Zerstückelung, Erbschaft, Kauf und Verkauf (das Wasserrecht ging jeweils mit dem Grundstück mit) hatten zur Folge, dass einer zum Bewässern seines Gütleins sich oft zwei- und dreimal auf den Weg machen musste, heute eine Stunde, morgen vielleicht zwei Stunden usw. Wie viele Stunden da nur für den Weg verbraucht wurden, kann man heute kaum mehr ermessen.



Wassertässle

Ein Wasserkehr ist die Zeit, die es braucht, bis alle Wiesen an einer Wasserleitung bewässert sind. So dauert heute noch ein Wasserkehr

am Niwwärch	21 Tage
an der Mittla	18 Tage
an der Undra	21 Tage
an der Maanerra	16 Tage

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde der Wasserkehr an Niwwärch, Undra und Mittla neu eingeteilt, soweit als möglich zusammengelegt, und jedem Besitzer von Grundgütern schriftlich zugestellt, so dass sich heute jeder selber nachrechnen kann, wann seine Wiese zu bewässern sei. Alle Viertel erhielten gleich viele Stunden und auch am Sonntag vormittag darf heute bewässert werden.

Zwei-, dreimal im Sommer, je nach Bedürfnis, gibt es «Acherwasser». Am Sonntag nach dem Hochamt gibt der Weibel bekannt, welche Tage dafür bestimmt sind. An diesen Tagen werden von morgens sechs bis abends sechs Uhr nur Gärten, Äcker und Reben bewässert.

Der Wasserhüter

Von jeher war der Wasserhüter in Ausserberg eine wichtige Person. Er musste ein pflichtbewusster und zuverlässiger Mann sein, praktisch veranlagt, Arbeiten selbständig ausführen zu können.

Am Neujahrstag nach dem Hochamt kündete der Weibel auf dem Dorfplatz aus: «Jetzt werden die Suenen versteigert». Die meisten Männer begaben sich in die Burgerstube, entweder um selber zu steigern, oder um zu sehen, welches die Hüter für das kommende Jahr wären, einer für Undra und Mittla, einer für das Niwwärch und ein dritter für die Maanerra aus dem Bietschtal.

Der Gemeindepräsident gab einen Stundenlohn bekannt, und dann wurde unterboten (abgschteigrot), oft bis auf einen bescheidenen Betrag. In der Krisenzeit der Dreissiger Jahre nicht selten unter 20 Rappen. Die neuen Hüter hatten ihre Unterschrift unter das Protokoll zu setzen und übernahmen damit für ein Jahr die Verantwortung über die lebenswichtigen Suenen.

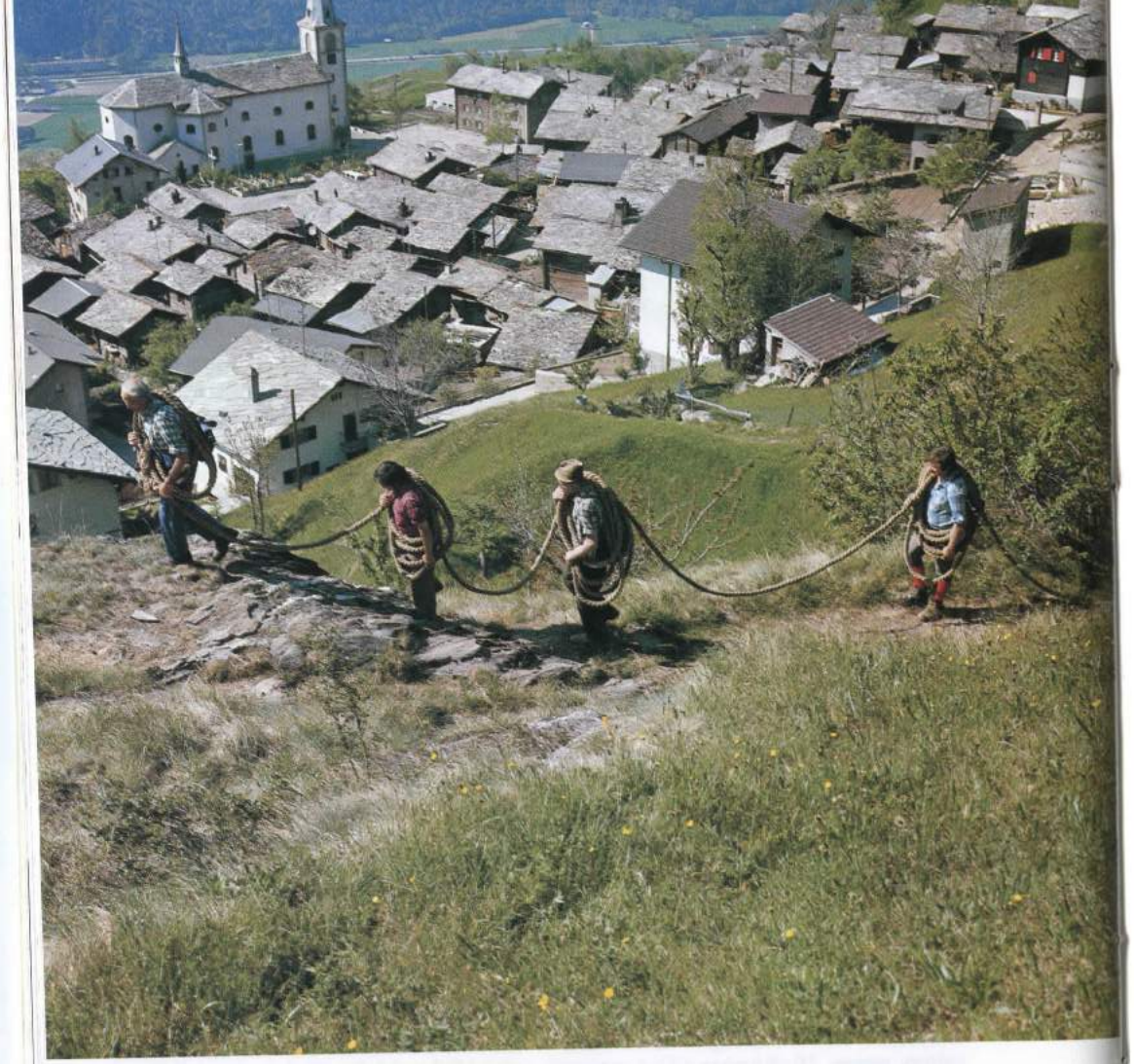
Anfang April, in schneearmen Jahren bereits im März, mussten Arbeiter angestellt werden zum «Wärchu», d.h. die Leitungen wurden gründlich instandgestellt, die Winterschäden behoben, um Unterbrüchen während der Wässerzeit möglichst vorzubeugen.

Von jetzt an hatte der Hüter mindestens einmal pro Woche einen Kontrollgang auszuführen, in kritischen Zeiten sogar täglich, hier einen kleinen Schaden zu beheben, dort einem grössern vorzubeugen. Oft hatten seine Arbeiter den höhern Stundenlohn als er; dafür waren aber dann seine Stunden bezahlt vom Aufbruch im Dorf, während die Arbeiter für den Weg zur Arbeit nicht entschädigt wurden.

Nicht selten kam es vor, dass eine Wasserleitung plötzlich unterbrochen wurde. Da hatte der Wässerer, wer also gerade das Wasser benützte, der Leitung nachzugehen; oft war dies ein Weg bis zu zwei Stunden. Er musste das Wasser im Baltschiedertal ableiten und den Unterbruch sofort dem Hüter melden. «Am Tag bis uf du Schadu, in der Nacht bis uf d'Hejine» (am Tag bis auf den Schaden, in der Nacht bis zum Beginn der Felswände), so lautet noch heute das ungeschriebene Gesetz.

Jetzt musste sich der Wasserhüter sofort auf den Weg machen und den Schaden selber in Augenschein nehmen. Konnte er diesen nicht selber beheben, musste er so rasch als möglich Arbeiter aufbieten, damit der Wasserkehr möglichst rasch wieder weitergehen könne. War dieser unterbrochen (äs het gletzt), musste der Hüter darum besorgt sein, dass das Bewässern sofort wieder aufgenommen wurde; denn ein längerer Unterbruch, besonders in trockenen Zeiten, blieb nicht ohne Schaden für Wiesen und Äcker.

Am Ende des Jahres musste der Wasserhüter abrechnen, und alle, die im Laufe des Jahres an den Suenen Arbeit geleistet hatten, bekamen ihr Guthaben am «Kalaster» (Gemeindesteuern) gutgeschrieben. Seit einem Jahrzehnt hat die Gemeinde einen Gemeindearbeiter angestellt, und zu seinen wichtigsten Aufgaben gehört noch heute der Unterhalt der Wasserleitungen.



Beim mühsamen Aufstieg zum Chänilzug. Mehr als eine Stunde wird der Marsch dauern.

Die neue Wasserversorgung

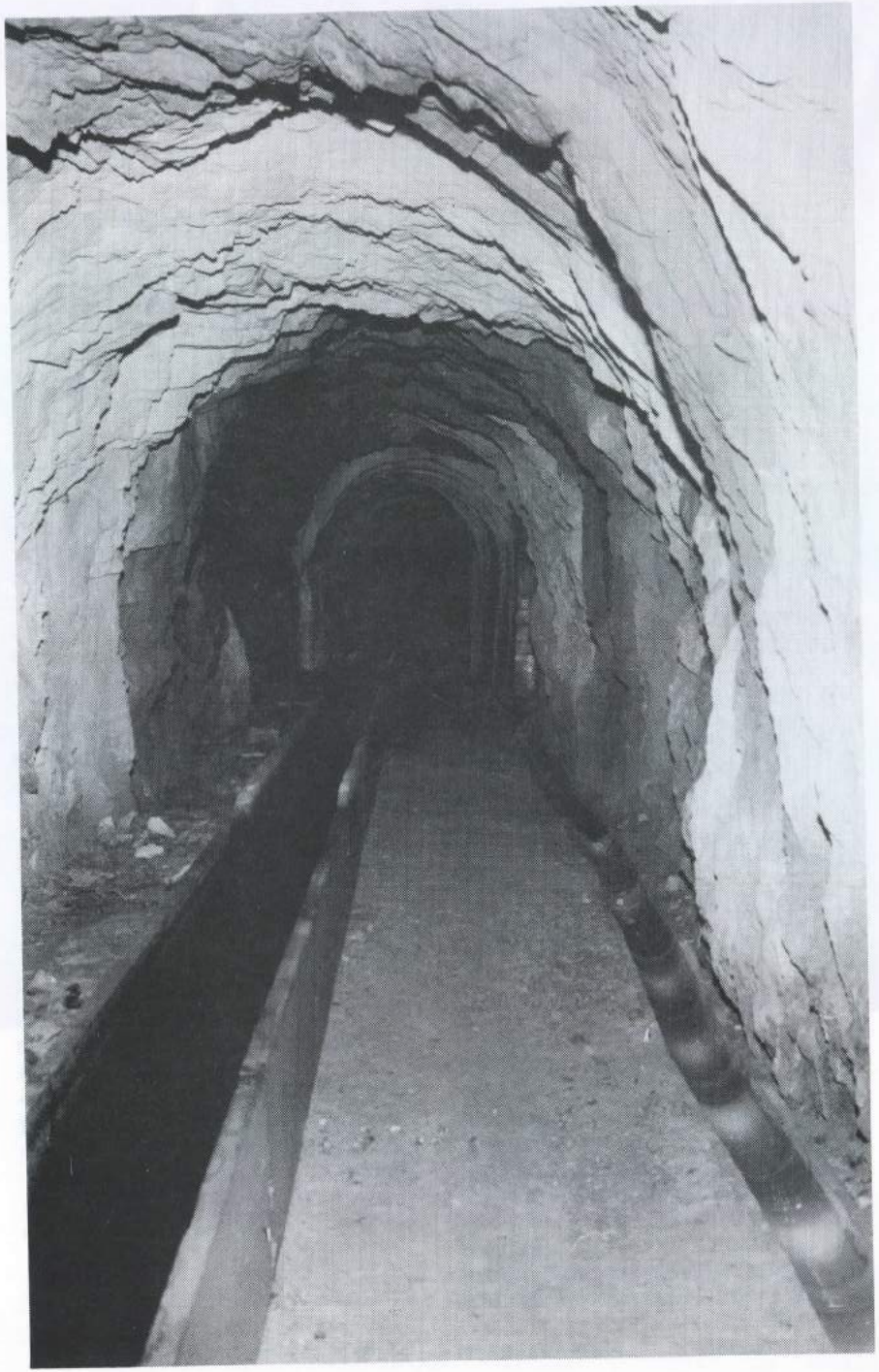
Bereits 1960 hatten meine Schüler geschrieben: Heute genügt unsere Wasserversorgung nicht mehr. Eine grosse Aufgabe steht Ausserberg wieder bevor. Hoffentlich finden wir eine grosszügige Lösung, die uns für alle Zukunft die Sorge um das Trinkwasser abnimmt.

Damit begann die Sorge um das spärliche Trinkwasser von neuem. Verschiedene Studien wurden in Auftrag gegeben, und einmal befasste man sich sogar mit dem Gedanken, das Wasser aus einer Tiefbohrung aus der Rhoneebene heraufzupumpen. Da meinte ein Bürger in der Urversammlung: «Ds Wasser arrinnt nitschi, und ob iisch miess wer sus ga süechu.» (Das Wasser rinnt abwärts und ob uns müssen wir solches suchen gehen).

Freilich, im Baltschiedertal wären reiche Quellen, Messungen ergaben 15 — 20 Sekundenliter. Aber die Kosten, diese durch die riesigen Felswände herzuleiten! Schliesslich blieb keine andere Wahl, einmal zu genügend Trinkwasser zu kommen. In den Jahren 1967/68 erfolgte die Planung, und diesmal mussten auch Bund und Kanton ihren Segen geben, denn die Gemeinde konnte diese Kosten unmöglich allein tragen. Nachdem diese ihre Unterstützung zugesagt hatten, konnte 1969 mit der Arbeit begonnen werden, und in drei Jahren war das Werk vollendet.

Mehr als fünf Kilometer misst die ganze Zuleitung, davon 1,6 km Stollen. Das Reservoir «in der fiischterru Schlüecht» fasst 270 m^3, davon 200 m^3 Feuerreserve, das alte Reservoir 330 m^3 mit 150 m^3 Feuerreserve. An die 4,2 Millionen Franken kostete das ganze Werk, wovon 35 % vom Bund und 33 % vom Kanton übernommen wurden. Der Gemeinde verblieben immer noch 1,4 Millionen Franken. Jeder Haushalt musste einen einmaligen Beitrag von 2'000 Franken leisten, um die Gemeindeschuld auf ein erträgliches Mass zu vermindern.

Am 19. Mai 1972 konnte das Trinkwasser ins Versorgungsnetz geleitet werden. Mit Läuten der Kirchenglokken verkündete man der ganzen Gemeinde diesen Markstein in der Ausserberger Dorfgeschichte. Am 13. Oktober 1972 erfolgte die feierliche Einweihung. Dass dieser Anlass ein Freudenfest für die ganze Gemeinde wurde, muss nicht speziell erwähnt werden. Für Generationen einer grossen Sorge enthoben zu sein, war Grund genug zur Freude und Dankbarkeit.



Soll das Niwwärch verfallen?

Seit der neuen Wasserversorgung wird das Wässerwasser für Niwwärch und Mittla durch den gleichen Stollen geführt. Die beiden Wasserleitungen waren damit auf ihrem gefährlichen Teil durch die Felswände überflüssig geworden. Jedermann konnte sich ausrechnen: Sie würden verfallen und in einigen Jahrzehnten könnten nur vereinzelte Überreste gefunden werden, spärliche Zeugen einer alten Zeit.

Die Gemeinde hatte andere, lebenswichtigere Aufgaben vor sich als die Erhaltung dieser Denkmäler. Da kam Hilfe von der Sektion Blümlisalp des SAC, Thun. Sie übernahm von der Gemeinde das Recht und die Pflicht, das Niwwärch im bisherigen Zustand zu erhalten. Ein Wasserhüter wurde angestellt, der die regelmässigen Kontrollgänge ausführt und jedes Frühjahr das «Gmeiwärch» ansagt. Und recht viele erscheinen zu diesem «Gmeiwärch», Jüngere und Ältere, um an einem Samstag unentgeltliche Arbeit zu verrichten. So bleibt dieser Zeuge der Vergangenheit hoffentlich noch lange erhalten, während die Mittla bereits auf ganze Strecken vollständig verfallen ist.

Viele Wanderer (einigermassen schwindelfrei sollte man sein) begehen alljährlich diese Wasserleitung und sind tief beeindruckt von diesem Meisterwerk unserer Ahnen. Da sagte mir ein Zürcher Kollege, mit dem ich vorletztes Jahr das Niwwärch beging: «Da erzählen wir unsern Schülern von den Heiligen Wassern im Wallis und glauben selber nicht mehr daran. Aber von jetzt an glaube ich wieder daran».

Chänilzug

Der Erhalt des Niwwärch war nun garantiert und dessen freuten sich viele junge Leute in Ausserberg. Die Wasserleitung hatte aber für sie noch einen Schönheitsfehler: In der ersten Felswand, im Steinbruch, hatte ein Felssturz vor einigen Jahren die Wasserleitung zerstört. Um einen längern Unterbruch zu vermeiden, hatte die Gemeinde alte Entlüftungsröhren eingebaut.

Hier bestünde die Möglichkeit, wieder einen Kennel einzubauen und damit der Wasserleitung wieder etwas von ihrer Ursprünglichkeit zurückzugeben, denn im Verlaufe der Jahre waren die letzten Kennel verschwunden. Dies überlegte sich der Vorstand der Ortsgruppe Ausserberg, Sektion Blümlisalp. Diese Idee fand bald begeistertes Echo: Einen richtigen Kennel, aus einem Lärchenstamm ausgehöhlt, in Holzkrapfen gelegt und an «Togge» gehängt. Dies könnte mit einem richtigen Kennelzug geschehen wie zu Grossvaters Zeiten. Die Kulisse wäre gegeben: Die senkrechte Felswand, gut 30 Meter über der Wasserleitung und noch an die 50 Meter darunter. Und das dicke Seil in der Burgerstube wäre sicher noch brauchbar. Einstimmig wurde der Beschluss gefasst und sofort ging man an die Planung.

Jetzt kam ein zweiter Einfall; Diesen Kennelzug sollte man filmen und damit für die Nachwelt ein bleibendes Dokument schaffen. Mit Albert Heynen und Andres Amacker hatte man zwei erfahrene Freizeitfilmer zur Hand, die sich begeistert zur Verfügung stellten. So entstand im Jahre 1973 der Film «Chänilzug». Die Arbeit, vom Fällen des dicken Lärchenstammes im Stockwald, Aushöhlen des Kennels, Vorbereiten und Einsetzen der Krapfen und «Togge», erstreckte sich über das ganze Jahr.

Den Höhepunkt bildete natürlich der Kennelzug. Am Morgen wurde das Chänilseil aus der Burgerstube geholt, bereit gelegt und zur Alpe Raaft getragen. Zwei «Birchuwide» (dicke Birkenzweige) waren bereit und wurden vorne an den Kennel befestigt, das dikke Seil hinten an den Kennel befestigt, und der «Chänilzug» konnte beginnen. Zuerst durch Wald und Weide, durch Gestrüpp und über Felsen, zuletzt über die senkrechte Felswand, und der Kennel legte sich in die Krapfen, wie geübt.

Der Chänilzug war geglückt, der Film gedreht. Wieviel Zeit Filmer und «Darsteller» unentgeltlich geopfert hatten, kann man sich kaum vorstellen. Ob der Freude über das gelungene Werk war dies bald vergessen. Das Wasser rinnt durch den Lärchenkennel, und der Film ist heute Eigentum des SAC, Ortsgruppe Ausserberg. Er ist ein bleibendes Denkmal der Opfer und Gefahren unserer Vorahnen, aber auch Zeuge der Heimattreue und Schollenverbundenheit der heutigen jungen Ausserberger Generation.

Bald wurde der Film auch vom Schweizerischen Fernsehen ausgestrahlt, Anerkennung und Interesse dafür weit über Gemeinde- und Kantonsgrenzen hinaus bekundet.

37 *Der letzte Kennel am Niwwärch*

Wasserleitung im Chänilbodu

Der Chänilzug va Üüsserbärg

von Willi Sterren

Was ischt ächt los, was ischt passiert,
der Wasserhüeter het so prässiert?
Chunt du Schmidobodu iche, löüft ds Derfji verab;
sicher ischt aber an Chänil ab.

Ja är geit zum Präsidänt,
schnüfot, schwitzt und spiwt in d'Händ.
Am Niwwärchji, im Chummerschbrand,
der inder Chänil ischt mitsch abanand.

Der Prisidänt, der loset und seit keis Wort,
macht aber sofort üüf schiini Löübu-Port;
het d'Händ hinder ds Ohri; i weiss was är will,
aber öü är merkt: Im Schlegilrand der Schlegil steit still.

Der Hüeter tüet im Derfji das mäldu,
und d'Wasserglogga keerentsch uf alle Fäldru.
Jetz laat jede Püür schiini Arbeit la liggu,
chunt zrugg uf du Dorfplatz, fer du Chänil ga z'flicku.

Moru gits an gfeerliche Chänilzug,
wier halte aber öü va dem nit zrugg.
Ohni Wasser chäwer niit uberläbe;
bättet, dass der Herrgott du Sägu schi gäbe.

Am Morgund früe, mit Wärchziig und Rucksack,
chunt jede wie abgmacht, zer Ziit uf du Dorfplatz.
Hie wird jetz wie allzig exakt organisiert,
dass bim Chänilzug ja keine ds Läbe verliert.

Ds Gmeiseilli nämensch üüse, in Ringa wirds gleit,
und scho ischt d'Chänilmannschaft zum Abmarsch parreit.
Der Pfarrer git du Sägu, dass ja nix passiert.
Jetz wird in Einerkolonna still abmarschiert.

Wenn ds Ferschti du wäägschtu Böüm üüssüecht,
jede us dum Butilli vam Eigundu versüecht;
wenn d'Nacht bit dum Tag sich langsam vermischt,
weiss jede, dass hiit no niit Abund ischt.

Der Boum wird gchaffot, gsaagot und gfellt,
d Agschini gschwungu, dass im Wald nur so bellt,
der Stamm mit Pjola und Holaasch zum Chänil üüsgschlitzt.
Eerscht jetz chund ds Früeschtuck und nomal ds Butilli angstiitzt.

Der Chänil wird richtig und güet angseilt,
di Plätz der Mannschaft jetz verteilt:
Vora an d'Wide, da brüüchts zwei Maa.
Wele mäldot schi, wer geit da dra?

Jede lotzet der andre a:
wele geit an d'Wide dra?
Keine red, äs bliibt ganz still;
jede bchännt das gfeerli Spill.

Doch jetz sind zwei stämmigi Jungi da:
Wier waages, wier gee an d'Wida dra.
Bit ewwer Hilf welle wier prubierru,
du Chänil in der Felswand z'fierru.

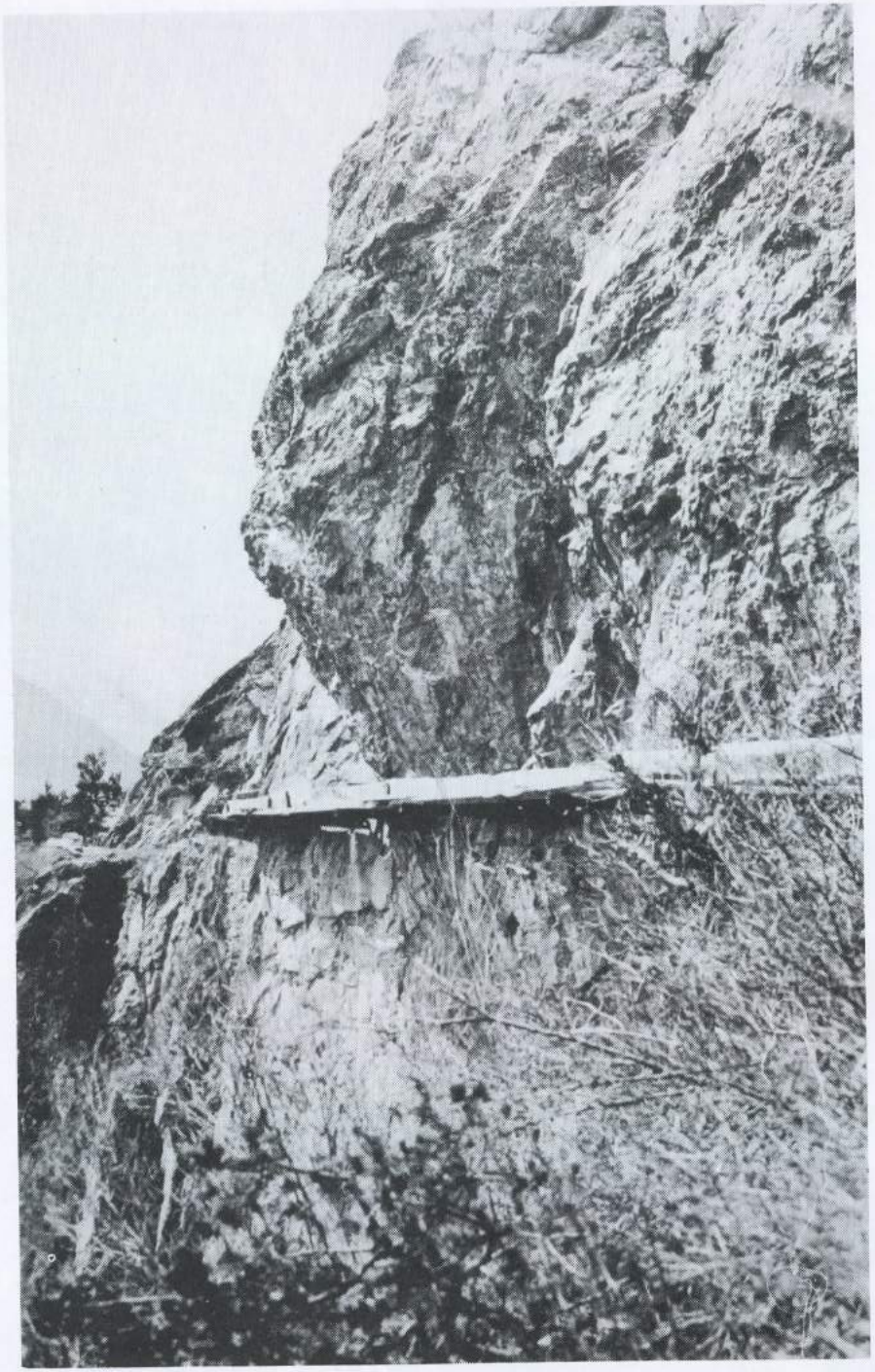
Jetz wirds gfeerli, jetz geits los,
Ruck um Ruck, Stoss um Stoss,
fäldrentsch du Chänil bis an d Felsuwand;
är müess aber no bis in Chummersch-Brand.

Bim Gmeiseilli wird gsichrot und das güet;
das git de Widumänner sicher Müet.
Ja schi heint kei Angscht, schi terfent wissu,
d'Hindermannschaft cha und tüet güet sichru.

D'Widumänner gänt dum Chänil d'Richtig;
Är darf vora niit astaa, das ischt ganz wichtig;
springent lings und rächts, tient schi an d Felswand prässu,
dass d'Steina, wa natroolent, schi niit tient träffu.

Uf anam chleinnu Vorsprung va Fels und Faxu
wartent vier Manna, wie z einum gwaxu.
Mit lenge Chraapfiisu tientsch na dum Chänil recku,
fer nu abznää und in d'Holzchrääpfu z'leggu.

Doch jetz was ischt, der Chänil steit still!
Das darf niit sii, das ischt doch z'vill!
Da obuna ischt ds Seilli in am Felssprang bhanget,
in der Felswand d'Widumänner bim Chänil hangend.



«Sichret güet, ziet ds Seilli fescht a»,
rieft's us der Wand, das geit va Maa züe Maa,
und scho as Aari uber der Felswand chreist,
hungrig, beitot, wenn appa ds Seilli zergeit.

Ei Widumaa nimmt d'Wide dopplot in d'Händ;
der andre chlättrot zarrug, wa ds Seilli chlämmt.
Är weiss, jetz chunds uf mich drufa.
Aber öü das schafft so an Widumaa.

Bit Chatzusparz är zerscht prubiert,
doch gseet är, dass är so verliert;
schiebt under ds Seilli du Halb vam Zapii,
süecht sicherre Stand, ja, ds Seilli ischt frii.

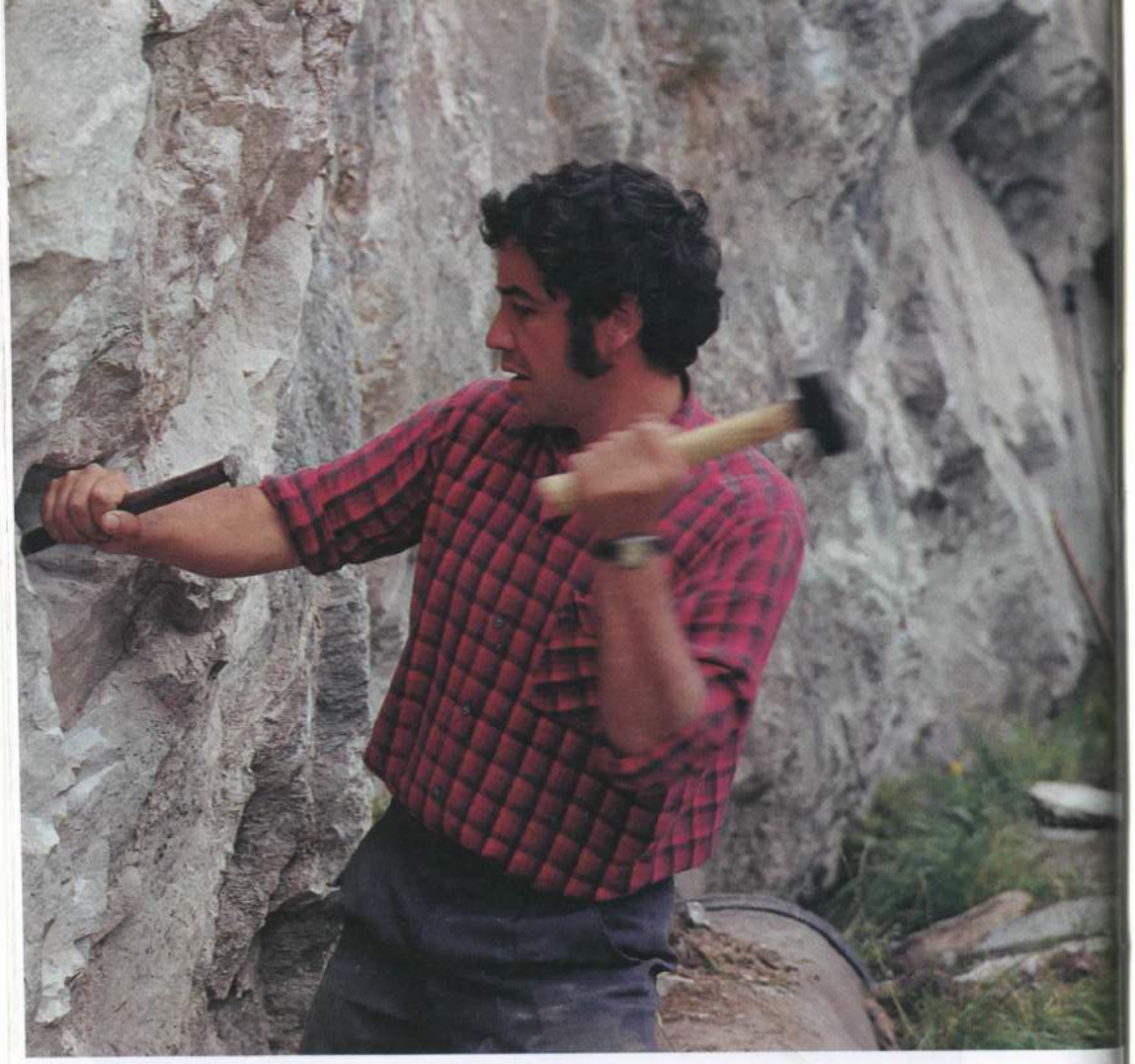
Gott sei Dank, wohl jede deicht,
wenn öü der Chänil in der Wand no schweicht.
Jetz brüüchts va jedum no d'letschti Chraft,
de «sitzt» der Chänil, de hei wers gschafft.

D'Manna schaffend Hand in Hand,
dii an de Holzchräpfu und dii in der Wand,
Langsam laat d'Sichrig du Chänil ab.
Halt! jetz ischt güet, är ischt am Platz.

Unnuna wie obuna nur eis Halloo,
jede ischt zfridu, jede ischt froo.
Underwägs zer Abschlacht ischt schoo der Hüeter,
geit ds Wasser ga reichu fer dii trochundu Gieter.

We jetz öü bald d'Nacht anbricht,
macht schi jede uf du Heimwäg, bit anam lachundu Gsicht.
Zum letschtu Mal chreist z Aari uber d'Wand,
dreht ab und fleigot zum Chrachurand.

Bivor d'Mannschaft ins Dorf zarruggcheert,
Chläüch fer Chläüch mu du Wasserschlegil gkeert.
Das seit mee wa gnüeg fer all dii Liit,
wa unnuna beitend scho d'lengschti Ziit.



Für den neuen Kennel werden zuerst die «Toggenlöcher» ausgemeisselt. Diese müssen, nach innen erweitert, genau ausgehauen werden, damit die eingesetzten «Holztogge» fest verankert sind.

Ds Püürli

(Eine heitere Wassergeschichte in Ausserberger Mundart)

Vor as par Jaaru ischt im Üüssrubärg ds Tischterru-Severisch Tani gschtoorbu. Ledigs het ds Tani d letschtu Jaar im Boonerggääschi gwonet, as arrichtigs Original im Derfji. Ambitz an trochundi Läbra hets gcha, und in am Glasji hets appa ammal bit im sälber gmugglot und gibüügrot; suscht is a fiine Nisser gsii. Alli Liit heint mu numma ds Püürli gseit, und wie ds Tani z dem Namu cho ischt, wellti hie verzellu.

Gsii is afangsch de driissger Jaaru, aswe im Üustag. As Tagsch am Morgund ze halbe sägsche umanandre het ds Tani in der Tischterru gwässerrot und geit bit dum Wasser öü ambri uf d Schnitta, hert ob dum Gleis van der Leetschbärgbaa. Äs het gwisst, dass hie firchterli rufisoorgs ischt und het de appa gar niit lang wellu wässerru. Aber chüüm hets ds Wasser ingarreisots, (waarschiinli het mu aswells la Zettwasser drin gaa), chrachots und bibinots under im, an uheflihi Rufi ischt der dirnider gägund du Leetschbärg und as par meeri Chnubla Steina wie Flietschini bis uf ds Gleis.

Da cha mu schi vorschtellu, wie das güet Tani archlipft! Äs gseet di Gfaar ver di Baa, höürot de Liitu in der Tischterru, wa ds Chrachu van der Rufi öü gcheert heint und sind cho ga lotze, was loos sii: «Schleet mer gschwind ds Wasser us der Zetti!» und äs löüft sovil as mag gägunt d Stazio Üüsserbärg.

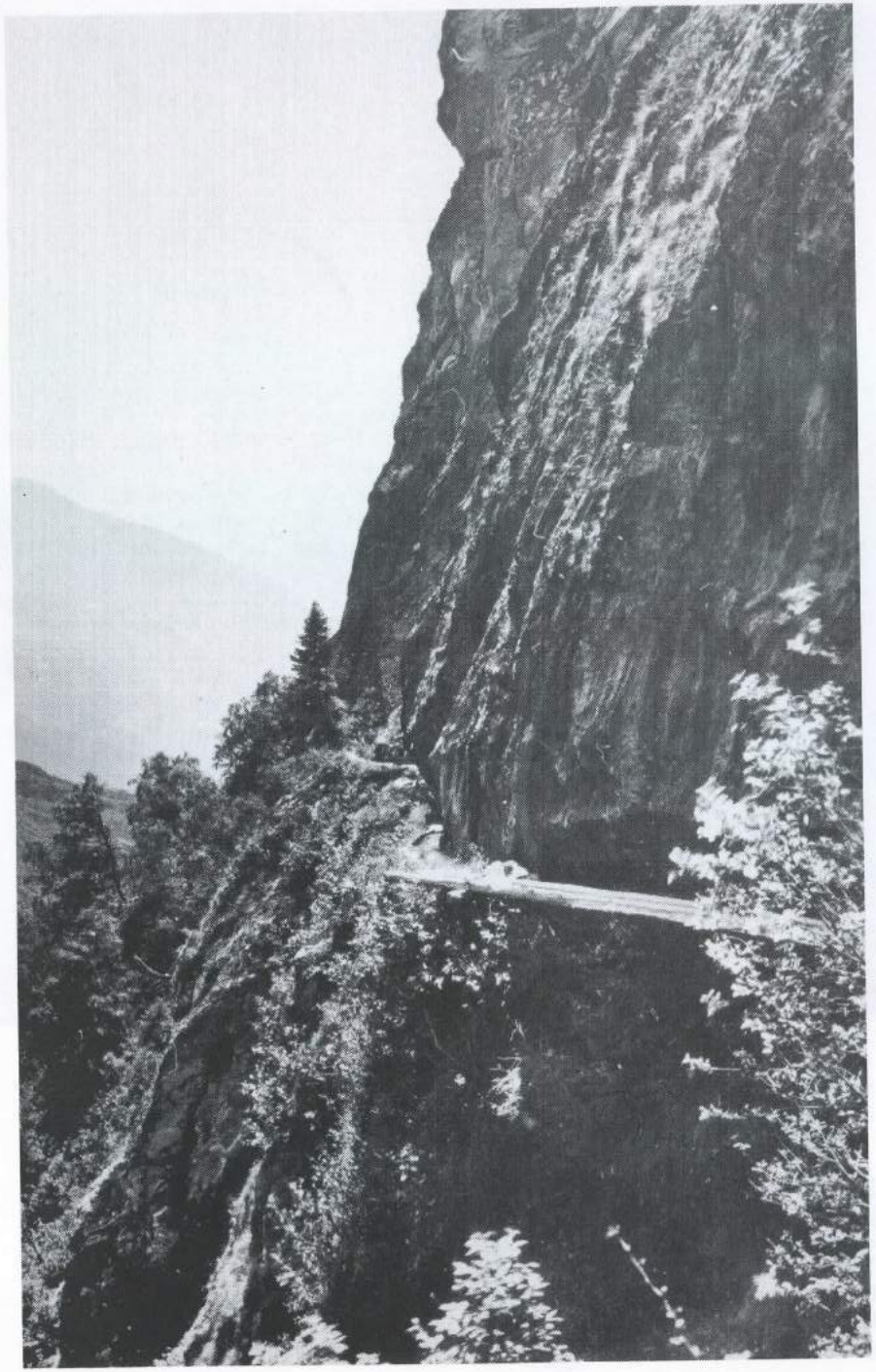
Schwitzundo und chüütundo chunds uf d Stazio, wa grad an Zug sellti abfaaru. Va wiitum höürots dum Lokfierer: «Niit faaru, äs sind Steina uf de Schinu!» und löüft wiiter, wa der Vorstand Stalder will du Zug ablaa. Dem höürots ds gliicha und der güet Vorstand nimmt grad aso an Satz in d Luft. Alle üüfgarregte seit är de Liitu, der «Püür» hei gseit, mu chänne niit faaru, äs siigi Steina uf dum Gleis. Z gliicha telefoniert är öü uf Laldu.

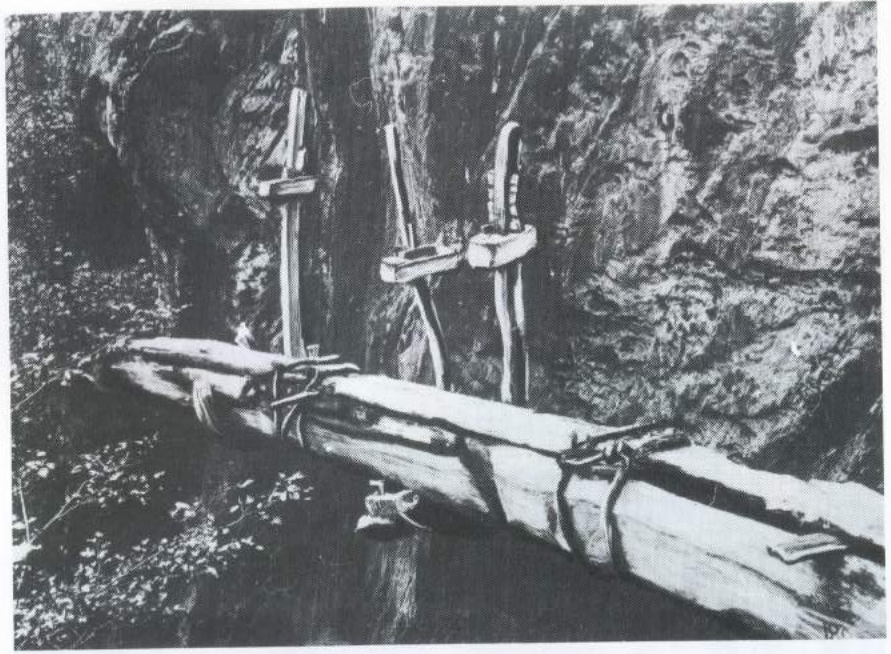
Na Glick beitend as Schupji Leetschbärger uf du Zug. Sofort heint dii as Arroli; bit Arreischtiisu, Chlippju und Straalhowwu rickensch üus, und in ar Halbstund chännend di Zig ammum faaru.

Uf der Stazio sind aber öü a Hüüffo Liit, wa uf Brig zer Arbeit wellend, und öü dii gcheerend, was der «Püür» selle gseit ha. An dem «Püür» heintsch iro Gschpass, und ds Tani ischt van dem Tag a der Püür gsi.

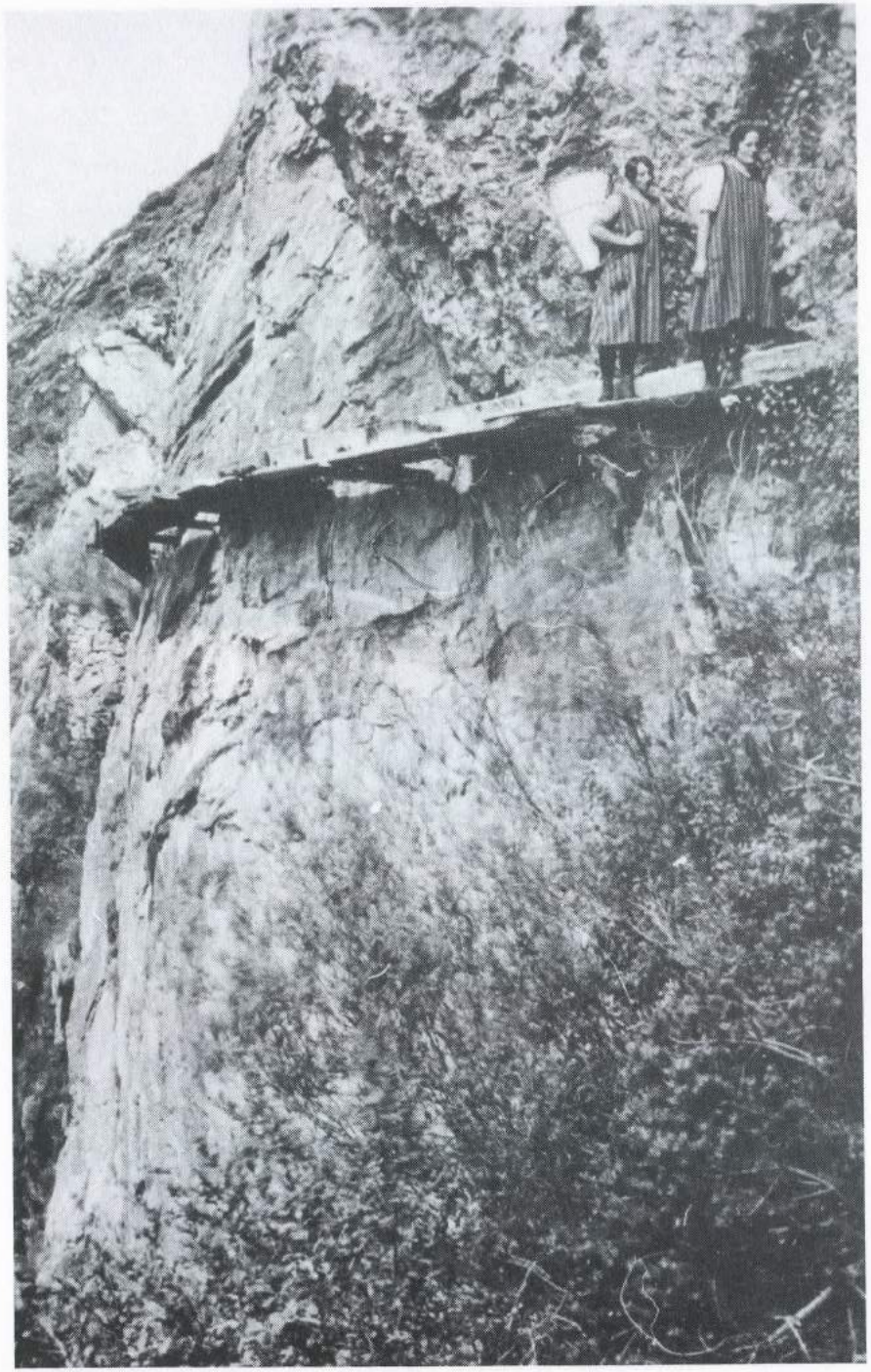
Speeter het düe ds Tani ds Püüru üüfgigä und ischt als Handlanger uf allerlei Buwschtelle ga schaffu. Us dum Püür hets bit der Ziit ds Püürli gigä, und der Namo ischt mu giblibu, mee wa vierzg Jaar, und als ds Püürli is gschtorbu.

So liecht cha mu, ooni dass mu aswas derfir cha, z anam Namu cho, wa eim ds ganz Läbe bliibt.





Inhaltsverzeichnis

Seite

Zur zweiten Auflage 2
Zur Einführung 3
Ausserberg am Lötschberg 4
Von den «heiligen Wassern» 6
Der Wasserstreit 11
Die Nasenlöcher 12
Das Chänilwasser 13
Der Gletscher von Ausserberg 14
Undra und Mittla 14
Das Niwwärch 16
Ds hibsch Meissji 19
Der Steinbruch 22
Üüsserbärgerro Brunno 23
Ds Scheiwilerloch 24
Die Wasserversorgung 24
Der letzte Kennelzug von Ausserberg von Pfr. Stefan Schmid 26
Der Wasserkehr 30
Der Wasserhüter 31
Die neue Wasserversorgung 33
Soll das Niwwärch verfallen? 35
Chänilzug 37
Der Chänilzug va Üüsserbärg von W. Sterren 39
Ds Püürli 45